VERSORGERIN

stadtwerkstatt linz

2 Euro / 2 Giblinge # 0101



FEMINISMUS & KRAWALL

INTERNATIONALER FRAUENTAG LINZ

START · 12°° HAUPTPLATZ JOIN US! NIGHTLINE · STWST

märz 2014

versorgerin Nr / 101 / MRZ 2014 / österreichische Post AG / Sponsoring Post, GZZ 022033621 S / RETOUREN AN: STADTWERKSTATT, KIRCHENG.4, 4040

editorial

Vor wenigen Tagen ausgezeichnet mit dem »Frauenpreis der Stadt Linz 2014« wird der transkulturell, frauenpolitische Zusammenschluss für »Feminismus und Krawall« sich auch an diesem Internationalen Frauentag in einem lautstarken Protest- und Performance-Marsch über die meistfrequentierte Linzer Geschäftsstraße bewegen. Die *Versorgerin* flankiert »Feminismus und Krawall« mit einigen Texten auf den Seiten 3 bis 7 dieser Ausgabe. Tina Füchslhuber setzt sich mit Donna Haraway und ihrem Cyborg Manifest von 1985 auseinander, das nach wie vor für Diskussionsstoff sorgt. Über »Schwangerschaftsabbruch in Österreich« steuert Lisa Bolyos einen Artikel bei. Im Nationalsozialismus war Abtreibung verboten, die »arischen« Nachwuchs verhinderte, zuletzt bei Todesstrafe. Dass Frauen im Nationalsozialismus nicht nur Opfer waren, sondern sich auf unterschiedliche Weise rassistisch und antisemitisch betätigt haben, zeigt Ljiljana Radonic in ihrem Text »Die friedfertige Antisemitin«.
Über die Arbeit im feministisch-migrantischen Kontext hat Tanja Brandmayr die Mitbegründerin von *maiz*, Rubia Salgado, befragt.

Totale Überwachung ist Realität, da alles, was technisch möglich ist, auch gemacht wird, so Peter Wagenhuber in seinem Artikel auf Seite 8, in dem er über verschiedene Formen der Bespitzelung berichtet. Die Netzbewegten seien fast die einzigen, die sich über die Snowden-Enthüllungen empörten, stellt Svenna Triebler auf Seite 9 fest, und beobachtet auch »geistige Tiefflüge« bei Überwachungsgegnern. Auf Seite 10 analysiert Stephan Grigat den Zusammenschluss rechtsradikaler Parteien vor der EU-Wahl im Mai.

Das zweite Buch der Versorgerin wird eröffnet mit brillanten Aphorismen von Richard Schuberth aus seinem »Neuen Wörterbuch des Teufels«. Franz Xaver überlässt in dieser Ausgabe seinen angestammten Interviewplatz Armin Medosch, der auf den Seiten 12 und 13 die Frage stellt, ob die Medienkunst eine Geschichte braucht. Lars Quadfasel stellt auf Seite 14 einen Film über Militärdienst in Israel und einen über die »Bundisten« vor, die letzten in Israel lebenden Vertreter des *Algemeynen jidischen Arbeyterbund in Poyln*. An den französischen Schriftsteller Emmanuel Bove, dessen Bücher, einige davon übersetzt von Peter Handke, heute fast nur noch antiquarisch zu bekommen sind, erinnert Magnus Klaue auf Seite 15. Tanja Brandmayr rezensiert auf Seite 16 einen Band mit Essays der in Linz lebenden Schriftstellerin Anna Mitgutsch. Als »auf eine beeindruckende Art unösterreichisch« beschreibt Erwin Riess auf Seite 17 den Kampf des Arztes und Schriftstellers Werner Vogt gegen die Naziseilschaften in seiner Rezension von Vogts Autobiographie »Mein Arztroman«. Und auf den letzten Seiten schreibt Didi Neidhart über die Coolness von Kontroll-Jobs im TV und Mark Bifáse empfiehlt das Duo Quehenberger/Kern am 18. April in der Stadtwerkstatt.

So long,
k.



servus@servus.at

Was ihr macht, ist keine Kunst…

So jedenfalls lautet die Aussage des für uns verantwortlichen Beamten des BMUKK der Abteilung Video- und Medienkunst. Wer gedacht hat, dass der grobe Einschnitt von 15.000 Euro im letzten Jahr gleich bleibt, hat sich getäuscht. Noch einmal wird mit einer Kürzung von zusätzlichen 2.000 Euro zum Ausdruck gebracht, dass man nichts davon hält, was bei uns passiert. Neu ist für uns aber, dass über die Höhe der Förderung nicht ein Beirat entscheidet, sondern ein Beamter. Hiermit belasse ich es einmal mit dem Update zur bleibend finanziell angespannten Lage, die ein sehr ambitioniertes Jahresprogramm wieder einmal zu einem Wagnis auf höchster Stufe werden lässt. Abgesehen von dem steigenden Aufwand, Budget für die Existenz unseres Vereins zu generieren, gibt es auch Erfreuliches zu berichten.

Die Umgestaltung des servus CLUBRAUMs in einen Ort für künstlerische Forschung aus unserem nahen Umfeld macht Freude. Noch im Jänner sind wir mit Christian Pointner in die Tiefen der Materie Streaming mit freier Software eingetaucht. Er zeichnet für das perfekte Streaming des Elevate Festivals (*https://2013.elevate.at*) in Graz verantwortlich. Eine kleine, aber feine Runde hat sich getroffen, um aus seiner Expertise zu lernen und diese auch nachvollziehbar zu dokumentieren. Hilfreich dabei war auch Christoph Haag von Lafkon (*http://www.lafkon.net/what/*), der für unsere Notizen in unserem Notepad (*http://etherpad.servus.at*) ein Script geschrieben hat, das erlaubt, eine automatisierte PDF-Broschüre zu generieren, die immer am letzten Stand ist.

Schon eine Woche vor der Eröffnung von Special Issues… (*http://core.servus.at/clubraum/special-issues*) hat sich der CLUBRAUM in ein Labor der künstlerischen Forschung verwandelt. Besonders erfreulich, dass wir uns über viele interessierte Besucher_innen freuen durften. Das, obwohl die Problemstellungen, die die beiden Künstler bearbeiten, vielleicht nicht ganz einfach zu verstehen sind.

Nicht nur der internationalen Frauentag im März ist Anlass, dass Genderthematiken und Feminismus im CLUBRAUM Platz finden. Im Austausch mit der Linzer Künstlerin Anja Westerfrölke (*http://anja.west.servus.at/*) wird an einer weiteren prozesshaften Situation gearbeitet, die versucht, Bezüge zwischen Nadelarbeit und Programmierarbeit herzustellen.

Eine weitere Herausforderung unter erschwerten Bedingungen steht seit 2013 bis Mai 2014 auf der täglichen To-do-Liste! Die Planung einer neuen Ausgabe von »Art Meets Radical Openness« (formerly known as LiWoLi). Im März und April wird der CLUBRAUM zum offenen Planungsbüro. AMRO ist also ein weiteres ambitioniertes Vorhaben, das dankenswerterweise wieder von der Kunstuniversität unterstützt wird. Besonders erfreulich, dass auch mit dem Architekturforum (afo) ein neuer Austausch entsteht und das afo der Austragungsort der Veranstaltung sein wird.
http://radical-openness

Art Meets Radical Openness 2014

www.radical-openness.org
Festival dedicated to Art, Hacktivism and Open Culture
Datum: 26. bis 31. Mai 2014
Location: Architekturforum Linz (afo)

Autonomy (im)possible?

Das Aufdecken und Veröffentlichen von neuen Wahrheiten als Störung und Kritik des herrschenden Systems bleibt nicht ohne Folgen. Bedrohungsszenarien des digitalen Überwachungsstaates wirken sich spürbar und unweigerlich auf unser Leben und Handeln aus. Der Zugang zu Informationen, Infrastruktur und Technologie, der vor allem für Aktivist_innen in repressiven Regimen bis heute bedeutend ist, wird spätestens seit Snowdens Enthüllungen zur breiten Diskussion, weil sich ab jetzt eine breite Masse in demokratischen Staaten in ihrer »Privatsphäre« bedroht sieht. Unabhängigkeit, Vertrauen und Freiheit in diesem Zusammenhang werden massiv auf die Probe gestellt.

Künstler_innen, Hacktivist_innen, Kulturschaffende, Journalist_innen, Software-Entwickler_innen und Weltverbesser_innen, kurz kreative Akteur_innen mit dem Wunsch nach Veränderung begeben sich vermehrt auf unsicheres Terrain. Mit welchen Methoden und alternativen Werkzeugen können neue Sichtweisen auf Alltag, Arbeit, Geld, Politik und Umwelt generiert werden und zu einer neuen kulturellen Praxis anstiften, die zivilgesellschaftliche Prozesse ankurbelt, ohne dass diese im Keim erstickt werden?

Wie tragen kreative Akteur_innen zum Prozess der Veränderung bei und welche neuen Formen der Zusammenarbeit gehen sie ein?

Track 1 (Technologies of Autonomy) Infrastruktur, Information
Die Zeit des Belächelns derer, die als »paranoide Geeks« nicht ernst genommen wurden, scheint mit dem im Mainstream angelangten Überwachungsskandalen nun kurzzeitig überwunden. Erneut wird eine Diskussion um das Thema Dezentralisierung von Infrastruktur und alternativen Möglichkeiten entfacht, abseits großer Monopolisten, die den Zugang zu Information und zu Werkzeugen bestimmen und mit Geheimdiensten kooperieren. Bringen diese neuen Erkenntnisse tatsächlich eine Chance für Alternativen und wer braucht sie überhaupt? Warum wird digitale Selbstverteidigung auf Nutzer_innen abgewälzt?

Track 2 (Kunst, Politik, Handeln)
Das Unsichtbare beleuchten / Exposing the invisible
Welchen Gefahren sind Hacktivist_innen und Artivist_innen ausgesetzt, wenn sie sich in Territorien von Macht, Krieg und Korruption vorwagen. Mit welchen Methoden und Werkzeugen arbeiten Artivist_innen, um neue Sichtweisen und Zusammenhänge herzustellen? Für wen sind diese von Nutzen? Welche Formen der Zusammenarbeit werden für diese Untersuchungen eingegangen?

Track 3 (Öffentlicher Raum, Stadt)
Welche alternativen Werkzeuge, Methoden, Interventionen und Daten nutzen kreative Akteur_innen, um neue Sichtweisen auf den urbanen Raum als Lebensraum zu generieren? Gewinnen neue Formen der Kritik Einfluss auf offizielle Entscheidungsträger_innen?

Track 4 (disrupting business)
Das gemeinschaftliche Entwickeln als Prinzip für Veränderungen scheint auf sämtliche Bereiche überzugehen und hat seine Wurzeln in der erfolgreichen Open-Source-Software-Bewegung. Inwieweit ist Störung, im Sinne von alles offen und zugänglich machen, gleichzeitig innovativer Motor für neue Geschäftsmodelle, die von der Wirtschaft zwar als neue Spielformen aufgegriffen werden, aber nach alten Regeln des Wettbewerbs funktionieren?

Track 5 (Nightline, Sonification)
Steht im Zeichen hörbarer Datenverarbeitung und Feldaufnahmen, die unseren Horizont erweitern. Genauso willkommen: weniger Ernsthaftes auf der Basis von freier/Open Source Software oder selbstgebastelter Open Hardware.



Open Call
Deadline: 6. April 2014
Der Open Call ist offen für Beiträge zu den einzelnen Themen-Tracks. Im Rahmen einer prozesshaften Situation laden wir Künstler_innen, Hacktivist_innen, Kulturschaffende, Journalist_innen, Software-Entwickler_innen und Weltverbesser_innen ein, mit ihren alternativen und/oder künstlerischen Forschungslabors die Räumlichkeiten des Architekturforums als Ort des Austausches aktiv zu gestalten.
https://radical-openness.org/open-call



Us(c)hi Reiter

»Feminismus und Krawall« am 8. März 2014

Die Initiative »Feminismus und Krawall« nutzt am Internationalen Frauentag erneut die Linzer Innenstadt als Bühne für musikalische und performative Aktionen für Frauenrechte.



Foto: Gitti Vasicek

Allianz für feministisches Engagement

Auf Initiative der Künstlerin Oona Valarie Serbest haben sich im vergangenen Jahr rund 80 Frauen aus unterschiedlichen NGOs, Kunst- und Kulturvereinen und Privatpersonen zu einem transkulturellen, frauenpolitischen Zusammenschluss organisiert. Daraus ist die Initiative »Feminismus und Krawall« entstanden. Gemeinsam ist der Initiative das Engagement für Frauenrechte und das Interesse an feministischen Anliegen.
Erst kürzlich wurde die Initiative »Feminismus und Krawall« mit dem Frauenpreis der Stadt Linz 2014 ausgezeichnet.

JOIN US!

Du bist herzlich eingeladen, dich auch daran zu beteiligen!

http://www.feminismus-krawall.at/
https://www.facebook.com/FrauentagLinz

Beteiligte: Ann & Pat, Autonomes Frauenzentrum, Autonomes Zentrum, brandjung, dorf tv., FIFTITU%, Frauen der African Communities, Frauen des Vereins ATIB & ACAMASAL/Mekuda, freundinnen der kunst, Infoladen Treibsand, Kapu, Kuba, Kupf, KunstRaum Goethestrasse XTD, Kunstuniversität Linz, maiz, ÖSSU, Pangea, peligro.at, Radio FRO 105.0, servus.at, S.O.U.L Flavour, SPACEfemFM-Frauenradio, Stadtwerkstatt und zahlreiche Einzelkämpferinnen.

Live Übertragung: Radio FRO 105.0, *dorfTV.at*

Illustration: *www.silkemüller.de*
FördergeberInnen: Frauenbüro Stadt Linz, Linz Kultur, Land OÖ, Frauenreferat Land OÖ

PROGRAMM 2014

11:00 TREFFPUNKT
Altes Rathaus/Hauptplatz
beim Krawall Schiff »Franzi Feigl«

11:30 RADIOBALLETT
Alle sind eingeladen, mitzutanzen! Bitte Handy mit UKW-Empfang oder portables Radio & Kopfhörer mitbringen. Radio FRO auf 105.0 MHz hören

13:00 – 15:00 LIVE AM HAUPTPLATZ
Njideka | Performance
Butcher Babes | Punk
EsRaP & Dafina & Mindj Panther | Hip Hop
Mayr | noise punk pop riot

15:00 ANTROPOFAGISCHE PROZESSION AM HEILIGEN FRAUENTAG
15:00 Altes Rathaus/Hauptplatz
16:00 Martin-Luther-Platz/Landstraße

Gehet hin in Unersättlichkeit und das subversive Lachen in Zeiten des verordneten Ernstes begleite euch in alle Ewigkeit! Feminismus und Krawall sei mit euch!!

15:00 PAPERGIRL VERTEILAKTION
Jede/r kann mitmachen: Wir radeln vom Linzer Hauptplatz 8 los und verteilen die Papergirl Rollen.

16:30 WIR SIND GLEICH, MANCHE SIND GLEICHER
Die Landeskulturpreise sind 2012 und 2013 wieder nur an Künstler verliehen worden. Seit 1961 wird dieser Preis verliehen. Erst 3 Künstlerinnen haben ihn bis jetzt erhalten. Unterstütze die Empörung so wie du möchtest. Gemeinsam machen wir ein Gruppenfoto. Vor dem Landhaus/Theatergasse

20:00 FEMINISTISCHES WUNSCHKONZERT
Danso Key | furious rock
Petra und der Wolf | for smoked-up summer days
Missen Gemetzel | Bass-Musik
EsRaP & Dafina & Mindj Panther | Hip Hop
Claudia Lima | Performance
Mayr | noise punk pop riot
Moderation: Grace Latigo
Stadtwerkstatt Saal, Kirchengasse 4

22:00 DJ OZED
Café Strom, Kirchengasse 4





Lieber Feministin als Cyborg

Nicht genug damit, dass sich an den Universitäten nicht *Feminist Studies*, sondern *Gender Studies* durchgesetzt haben, als wäre Feminismus per se veraltet und nicht mehr notwendig, interessieren sich jetzt auch noch *Science and Technologie Studies* und *Human-Animal Studies* für die Geschlechterforschung. Von *Tina Füchslhuber*.

Anstatt Audre Lorde zu lesen oder sich mit der aktuellen Abtreibungsdebatte in Spanien zu beschäftigen, muss frau* sich tatsächlich fragen, ob Schmutz auch eine *agency*, sprich Handlungsmacht, hat und die Grenzen zwischen Mensch und Tier und Mensch und Maschine nicht völlig willkürlich gezogen sind. Abgesehen davon, dass es in einigen Bereichen offensichtlich ist, dass diese Fragen wichtig sind, beispielsweise wenn es um Tierrechte oder um neue medizinische Errungenschaften geht, taucht im Kopf doch oft ein großes Fragezeichen auf, wozu das alles gut sein soll. Und die Feststellung, dass es politisch halt doch einen Unterschied macht, ob man(n)* Frau*, Hund oder Sessel ist, erscheint wichtig, wenn auch in diesem Kontext völlig anthropozentrisch.

Zu verdanken haben wir all diese »verrückten« Überlegungen unter anderem Donna Haraway, die mit ihrem Cyborg Manifest 1985 einiges losgetreten hat: dieses ganze Phantasieren darüber, ob wir jetzt schon ein Hybrid aus Mensch und Maschine sind, bloß wenn wir einen Tampon in uns haben, ein Kondom benutzen oder eine Brille tragen.

Dabei war das vermutlich etwas anders gemeint. Nicht ohne Grund ist das Cyborg Manifest erstmals in der Socialist Review veröffentlicht worden. Haraway schreibt schon im ersten Absatz ihres Cyborg Manifests, dass es ihr darum geht, »Feminismus, Sozialismus und Materialismus (...) die Treue [zu halten]«[1] und sich dem Thema der Cyborgs mit Ironie zuzuwenden.

Diese Einbettung in das politische Denken Haraways ist wesentlich, denn die alleinige Existenz von Cyborgs würde per se weder zur Befreiung vom Patriarchat noch zum Ausbruch aus heteronormativen Zuständen beitragen, wie Karin Harrasser[2] treffend feststellt. Deutlich wird das für sie am Beispiel des Films »Matrix«, in dem es den Cyborgs Neo, Trinity und Co weder gelingt, die heterosexuelle Matrix, noch tradierte christliche Rollenbilder aufzulösen. Ähnliches passiert im Science Fiction Film »Splice«, in dem das hybride Wesen »natürlich« unseren ästhetischen Vorstellungen entspricht, was dazu führt, dass die weibliche Forscherin Muttergefühle entwickelt, während sich der männliche Forscher sexuell zu dem, eindeutig weiblich konnotierten, Wesen hingezogen fühlt.

Wenngleich mensch dieser Kritik entgegenhalten könnte, dass diese Filme eben von Menschen und nicht von Cyborgs produziert wurden: Mit dem Cyborg Manifest hat das alles auf jeden Fall nur mehr die Idee eines Wesens, das eine »Verkopplung aus Organismus und Maschine« darstellt, gemeinsam. Das alleine inspiriert aber nicht dazu, »sich eine Welt ohne Gender vor[zustellen]« und »Verwischung von Grenzen zu genießen«, wie Donna Haraway sich das gedacht hat.

Sie hat tatsächlich Grenzen überschritten, indem sie – respektlos wie eine Cyborg - Sozialismus und Postmoderne, historischen und neuen Materialismus zusammengedacht hat.

Aber das Bild der Cyborg wurde aus dem Kontext gerissen, der politische Mittelteil des Manifests fand leider weniger Beachtung. Haraway imaginiert ihre Cyborgs als Wesen, die mit der Trennung von Kultur und Natur nichts zu tun haben und Letztgenannte nicht beherrschen wollen. Dies geht über bloße Vorstellungen der Naturschutz- und Tierrechtsbewegung hinaus, denn wenn sie gegen biologischen Determinismus argumentiert, so geht dies bereits in die Richtung, in die wir uns weiter mit Butler bewegen, wenn diese feststellt, dass sex schon immer gender, also Natur schon immer Kultur war. Cyborgs sind sich dessen bewusst, dass sie keinen Zugang mehr zu dem haben, was als reine Natur imaginiert wird, und versuchen deshalb erst gar nicht, sich in paradiesische Ur-Zustände zurückzubegeben.

Donna Haraway hat ihre Cyborgs als transnationale Migrant*innen dargestellt, als widerständige Subjekte, die nicht mehr »durch die Polarität von öffentlich und privat strukturiert [sind]«. Ihre Kritik an internationaler Arbeitsteilung wird deutlicher, wenn sie »rassistischen und patriarchalen Kapitalismus« kritisiert und über Cyborgfrauen schreibt, die »in Asien [Computer]chips herstellen«. Das Überschreiten von Grenzen ist für sie »Teil notwendiger politischer Arbeit«, die Migrant*innen bereits jetzt leisten. Haraways Cyborgs sind respektlos, »ohne jede Unschuld«, wodurch eine Viktimisierung von als Frauen* sozialisierten Subjekten unmöglich wird. Haraway gelingt der Drahtseilakt zwischen völliger Ironisierung und notwendiger Ernsthaftigkeit, wenn sie sich auf die Lebensrealitäten Marginalisierter bezieht. *Women of Colour* können für Haraway als »Cyborg-Identität, als machtvolle aus der Verschmelzung marginalisierter Identitäten hervorgegangene Subjektivität ausgefasst werden«. Haraway macht deutlich, dass ohne die Vorarbeit von *Women of Colour* ihre Cyborgs bloß leere Hüllen wären. Cyborgs nutzen, und auch das haben sie sich von *Black* und *Chicana Feminists* abgeschaut, Schreiben als eine Strategie der Selbstermächtigung. Gloria Anzaldúa hat mit ihrem Buch, das bezeichnenderweise den Titel »Borderlands/La Frontera« (aus dem Jahr 1987) trägt, deutlich gemacht, in welchen Zwischenräumen sich Migrant*innen bewegen, welche sprachlichen, geographischen und materiellen Grenzen sie überschreiten müssen. Sprache spielt, auch für Donna Haraway, eine wichtige Rolle als Mittel zur Selbstermächtigung. Es geht darum, »zugleich für eine Sprache und gegen die perfekte Kommunikation zu kämpfen«. Durch das »Wiedererzählen von Ursprungsgeschichten« wird Widerstand gegen westliches Wissen geleistet. In die antirassistische Praxis umgesetzt könnte dies bedeuten, Migrant*innen einerseits beim Erlernen der hegemonialen Sprache zu unterstützen, gleichzeitig aber auch Widerstand gegen Integrationsvereinbarungen im Rahmen gewaltvoller Fremdengesetze zu leisten.[3] Nur beides gemeinsam scheint in cyborgschem Sinne die geeignete Strategie zu sein.

Im Gegensatz zu vielen Theoretiker*innen der *Science and Technology Studies*, die beliebig Konzepte aus der Postkolonialen Kritik ausleihen und weiterentwickeln, ohne auf den Entstehungskontext einzugehen, bezieht sich Haraway explizit auf die, die sie zum Cyborg-Manifest inspiriert haben. Es ist schließlich auch ein großer Unterschied, Spivaks Konzept des *othering* – die Bestätigung der eigenen Identität durch Abgrenzung von »anderen« - auf eine Migrantin *oder auf eine Stecknadel anzuwenden. Schließlich führt othering in Bezug auf Menschen im »besten« Falle zu abwertender Exotisierung, im schlimmsten Falle zu Rassismus.

Haraways »Nachfolger*innen«[4] aus den *Science and Technology Studies* und *Human-Animal Studies* geht es um die Auflösung von Grenzziehungen. Auch wenn vieles auf den ersten Blick nicht nachvollziehbar erscheint, sind ihre Thesen näherer Betrachtung wert. Genauso wie die Auflösung von Sexismen vermutlich nicht möglich sein wird, solange wir in dem Dualismus »männlich-weiblich« denken, ist vielleicht auch die Auflösung »Mensch-Tier« nötig, um es unmöglich zu machen, dass Menschen durch Zuschreibung tierischer Eigenschaften das Menschsein abgesprochen wird.

Das Konzept der Cyborgs gibt also noch immer genügend Diskussionsstoff. Das subversive Potential von Cyberfeminismus kann aber nur in Verbindung mit »Parallelaktionen in Realpolitik und Symbolpolitik« (Harasser 2006: 200) gänzlich ausgeschöpft werden, da sonst nur jene Elemente in den Mainstream aufgenommen werden, die mit den gesellschaftlichen, hierarchischen Ordnungen kompatibel sind. Wenn wir Cyborgs widerständig denken, so könnten wir beim Lesen des Manifests, in dem neben antirassistischen Inhalten auch frech zwinkernde Bezüge zu Pro Sex Feminismus zu finden sind, Lust bekommen, uns Haraways Cyborg als transnationale Sexarbeiterin* vorzustellen, die Alice Schwarzer den Hintern versohlt und es danach auf das Titelblatt der Emma und ins Europaparlament schafft. Und dann verstehen wir wieder, warum Haraway »lieber Cyborg als Göttin« wäre.

---

[1] Alle Zitate wurden, falls nicht anders angegeben, entnommen aus: Haraway, Donna (1985): Ein Manifest für Cyborgs. Deutsche Version abrufbar unter: *http://www.medientheorie.com/doc/haraway_manifesto.pdf*

[2] Harrasser, Karin (2006): Cyberfeminismus. Träume von Modellierbarkeit. In: Bidwell-Steiner, Marlen; Wozonig, Karin S. (Hg.): A Canon of Our Own? Kanonkritik und Kanonbildung in den Gender Studies. Gendered Subjects Band 3. Wien: StudienVerlag. S. 189 – 201.

[3] siehe dazu: die Arbeit von maiz und den Text von Salgado, Rubia (2013): Mehrsprachig aber monolingual? *http://derstandard.at/1373513152070/Mehrsprachig-aber-monolingual*

[4] siehe dazu bspw. die Arbeiten von Karan Barad, Marion Mangelsdorf, Doris Allhutter, Cecilia Asberg

---

Tina Füchslhuber studiert in Wien Gender Studies und kam während der Ringvorlesung zum Thema »Natur/Kulturverhältnisse als Herausforderung für queer-feministische Theorieansätze« zwar manchmal an ihre Grenzen, aber auch auf neue Gedanken.

Die Legende vom Storch und vom Frosch

Lisa Bolyos über Schwangerschaftsabbruch in Österreich.

»Jedoch es gibt im Leben immer wieder Neider
Die Ärzte ham ihr's Handwerk abgestellt.
Die machen heut genau dasselbe, aber leider
Verlangens dafür zehn mal so viel Geld.«

So singt Helmut Qualtinger vom Ende des Berufsstandes der Engelmacherin. Der Schwangerschaftsabbruch kostet die Patientin nicht nur »zehn mal so viel Geld«, sondern ist auch moralisch beladen wie kein anderer medizinischer Eingriff. Ein Rückschritt in Richtung Fremdbestimmung von Frauenkörper und Familienplanung wird sich allemal nur verhindern lassen, wenn viel und auf hohem Informationsniveau diskutiert wird.
Wir haben bei einer Filmemacherin, einer Juristin und einem Gynäkologen nachgefragt.

Die Legende vom Storch ist bekannt: Er bringt die Kinder und macht die Mutter mit einem Biss ins Bein bettlägrig – vornehmlich seit dem 19. Jahrhundert, dem europäischen Zeitalter der sexuellen Prüderie. Der Frosch hingegen, natürlicher Gegner des Storchs, weil er schlicht um sein Leben fürchtet, bringt die Kinder nicht, sondern sagt sie voraus: zumindest der Xenopus laevis, auch Krallen- oder Apothekerfrosch genannt. Seine Gabe ist weniger die Wahrsagerei als die Reaktionsfähigkeit auf das menschliche Schwangerschaftshormon. Injiziert man dem Froschmännchen den Morgenurin einer schwangeren Frau in den Lymphsack, so beginnt er innerhalb weniger Stunden, Spermien zu produzieren. Das fand ein chilenischer Wissenschaftler in den 1940er Jahren heraus. Der erste Schwangerschaftstest war geboren.
Dieser »Froschtest«, der in Apotheken betrieben wurde und den potentiell Schwangeren schnelle Auskunft über ihren Zustand gab, wurde in den 1960er Jahren »wegen der Etikette« von der österreichischen Ärztekammer zurückgedrängt. Das erfährt, wer sich Susanne Rieglers neuesten Dokumentarfilm ansieht: »Der lange Arm der Kaiserin. Die Geschichte des Schwangerschaftsabbruchs in Österreich«.

Dein Bauch gehört mir

Wobei der Abbruch in den 1960er Jahren ohnehin noch gar nicht erlaubt war. Die Geschichte der Strafbarkeit ist eine, die in Österreich bei Maria Theresia ansetzt: Sie hat, so der Gynäkologe Christian Fiala, den Abbruch nicht nur verboten, sondern auch gleich mit der Todesstrafe geahndet, ein rein moralischer Schachzug, der dazu führen sollte, »dass sie genügend Soldaten hat für ihre Kriege.« Die Motivation, den Abbruch zu verhindern oder zu verbieten, hat sich über die Jahrzehnte immer wieder verschoben. War es unter Maria Theresia bis in den ersten Weltkrieg vor allem das »Soldatenmaterial«, so wurde der Bedarf an Menschen im Allgemeinen bald ideologisch überlagert: Unter den Nazis war nicht jede Abtreibung streng verboten und zuletzt sogar mit der Todesstrafe geahndet, sondern nur die, die »arischen« Nachwuchs verhinderte. Auch die Höhe der Strafe und die vom Strafrecht Betroffenen variierten quer durch die Regime: Einmal waren es die Schwangeren selbst, dann wieder die den Abbruch ausführenden Personen, die strafrechtlich härter verfolgt wurden.
»Die letzte Frau, die in Wien exekutiert wurde, weil sie Abbrüche durchgeführt hatte, wurde im Januar 1945 exekutiert. Im Urteil heißt es, extrem zynisch, ‚Es war besonders schädlich, Abbrüche durchzuführen im vierten Kriegsjahr, wo doch jeder wissen müsste, wie dringend das Reich Soldaten braucht.'« Belege dafür finden sich im von Fiala geleiteten »Museum für Verhütung und Schwangerschaftsabbruch«, das im gleichen Haus am Mariahilfergürtel seinen Sitz hat wie das Ambulatorium »gynmed« – eines der wenigen, in denen in Österreich zu tragbaren Kosten Abbrüche durchgeführt werden.
Auch hier ist man nicht von den »Fundis« verschont, die am gegenüberliegenden Grünstreifen stehen und großformatige Bilder in der Hand halten, die auf den Kindsmord gegen Gottes Willen hinweisen, den ein Abbruch für sie bedeutet. Als ich nach dem Interview mit Christian Fiala das Haus verlasse, hat mir einer von ihnen ein Flugblatt in den Fahrradkorb gelegt. Darin werde ich aufgefordert, »es mir noch einmal zu überlegen«, immerhin sei da bereits »ein Mensch« vorhanden, den ich – um Gottes Willen – nicht umbringen lassen könne.
Da hat sich also die Forderung, den Bauch und alles, was sich darin tut, jenen zu überlassen, denen er gehört, sichtlich nicht in allen Köpfen durchgesetzt. Die Motive sind für Fiala nach wie vor nicht gesundheits- sondern machtpolitische: »Heute sagen die Mächtigen politisch korrekt, wer zahlt unsere Renten?, aber es bleibt das gleiche Denkschema – machtpolitisch, mechanistisch, sehr menschenverachtend. Dem gegenüber stehen die einzelnen, deren primäre Sorge ist, wie kann ich eine Familie gründen, für wie viele Kinder kann ich verantwortungsbewusst sorgen? Diese Entscheidung über das Intimste im Leben muss man dem Staat entreißen.«

Schlafende Hunde raus aus dem Strafrecht!

Für eine »gmahde Wiesn« hält auch die Journalistin und Filmemacherin Riegler die Abbruchdebatte nicht. In ihrem Film, den sie der Optimistin Johanna Dohnal gewidmet hat (»Wenn die Fristenregelung rückgängig gemacht wird, gehen die Frauen auf die Straße«, war die überzeugt), lässt sie vor allem Frauen zu Wort kommen, die in einer Zeit der Illegalisierung einen Schwangerschaftsabbruch vornehmen ließen. Zum Beispiel Freda Meissner-Blau, die den Eingriff, bar aller Schmerzmittel, ausgerechnet in einem Hinterzimmer in Rom über sicher ergehen ließ; und nicht schreien durfte, »damit die Nachbarn nichts hören«. Christine Käfer, Enkelin einer Josefstädter »Engelmacherin«, spricht vom Gewerbe der Großmutter (deren Tätigkeit immer wieder von Gefängnisaufenthalten unterbrochen, aber durchaus angesehen war), bei der sie »auch lernen hätte sollen«, wäre ihr nicht schon vom Zusehen übel geworden. Und der Wiener Gynäkologe Alfred Rockenschaub, in den 1970ern Arzt an der Semmelweisklinik, erzählt von seinem Beitrag zum Ende der Illegalisierung.
Das Fazit des Films bleibt: auf die Errungenschaften aufpassen! Jahrzehntelange Kämpfe der Frauenbewegung brachten 1975 mit der »Fristenregelung« eine teilweise Legalisierung des Abbruchs. Er verblieb damit zwar im Strafrecht, aber de facto als »totes Gesetz«, das nicht exekutiert wird. Was wiederum durchaus nicht in Stein gemeißelt ist. Verfolgt man die europaweite Kampagne »One of us« (die kurz gesagt fordert, dass die EU keine Unternehmungen wie Stammzellenforschung oder Schwangerschaftsabbrüche mitfinanziere), oder hört man – so man es erträgt – den »Reformkonservativen« Ewald Stadler den Schutz des Lebens von Ei- und Samenzelle predigen, dann hat man nicht mehr das Gefühl von ein paar verstreuten Fundis, die ihre letzten reaktionären Felle davonschwimmen sehen. Wieso vernimmt man aber ausgerechnet aus der mitregierenden SPÖ, die sich mit Dohnal die Fristenregelung auf die parteihistorischen Fahnen schreiben darf, keine Widerrede mehr? »Aus Sorge, man könnte da schlafende Hunde wecken«, denkt Susanne Riegler.
Genau aus diesem Grund haben einige politisch engagierte Frauen, darunter die Juristin Brigitte Hornyik, die facebook-Gruppe »Schwangerschaftsabbruch raus aus dem Strafrecht!« gegründet. »Wir wollten das Thema wieder in den politischen Diskurs einbringen, weil wir es satt haben, immer zu hören was alles NICHT geht, dass das Thema ‹heikel› ist, besonders im Wahlkampf – und irgendwo ist immer Wahlkampf.« Den Abbruch aus dem Strafrecht – wo kein anderer medizinischer Eingriff zu finden ist – rauszuholen, ist nicht das einzige Ziel der Initiative: »In absehbarer Zeit hoffen wir mehr auf eine Verbesserung der Rahmenbedingungen, wie Durchführung des Abbruchs österreichweit in öffentlichen Spitälern, Kostenregelungen, Kostenzuschüsse.« Tatsächlich gibt es nämlich nur drei öffentliche Krankenhäuser (Korneuburg, Salzburg, Linz), in denen ohne Hürden und zu normalen Kosten ein Abbruch in Anspruch genommen werden kann. In anderen sind die Kosten höher oder es werden Schranken wie etwa die Pflichtberatung eingeführt, die im Gesetz nicht vorgesehen sind. In mehreren Bundesländern gibt es überhaupt kein öffentliches Krankenhaus, das Abbrüche durchführt. Am Sektor der niedergelassen Ärzt_innen finden sich zwar einige, die den Abbruch anbieten, aber »brutto für netto«. Die Zugangshürden sind also keine rechtlichen, sondern eine Mischung aus moralischen und finanziellen.
Einzigartig ist der Schwangerschaftsabbruch auch darin, dass Ärzte und Ärztinnen sich aussuchen können, ob sie seine Durchführung mit ihrem »Gewissen« vereinbaren können. Diese so genannte »Gewissensentscheidung« findet Christian Fiala unglaublich: »Wenn ich kein Benzin riechen kann, dann werd' ich nicht Tankstellenpächter. Wenn ich kein Blut sehen kann, dann werd' ich nicht Chirurg. Ist ja kein Problem!«. Zum Problem werde es erst dadurch, dass nicht die Ärzt_innen, sondern die Patientinnen die Konsequenzen tragen müssen: »Das ist eine mentale Unfähigkeit, den Berufspflichten nachzukommen. Dann muss aber auch ich die Konsequenz ziehen und mich versetzen lassen an eine Position, in der ich meinen Beruf ausüben kann – ich kann Röntgenarzt werden oder in die Ärztekammer gehen als Beamter. Ich kann nicht sagen, ich möchte den Schutz meiner Tätigkeit genießen und mein Gehalt beziehen und die anderen müssen sich nach mir richten.«

Kegele vs. Küng

Zu hoffen bleibt, dass wir, wie Fiala es formuliert, aus der Geschichte und den vielen internationalen Beispielen »lernen, dass Restriktionen nichts bringen und dass die schwangere Frau die einzige ist, die eine verantwortungsvolle Entscheidung treffen kann.« Damit die Generation, die legal einen Abbruch vornehmen kann, sich nicht dafür genieren muss. Die jüngste Interviewpartnerin in Rieglers Film möchte bezeichnender Weise anonym bleiben: »I will ned, dass Leute, die glauben, i hab jetzt wen umbracht, mit'm Finger auf mi zeigen«.
Zumindest scheint die Debatte inzwischen aus dem leidigen Dornröschenschlaf erweckt zu sein und treibt durchaus auch positive Blüten. Rieglers »Langer Arm der Kaiserin« ist Ende Jänner im ORF III-Hauptabendprogramm gelaufen. Die Bachmann-Publikumspreisträgerin Nadine Kegele hat im »Standard« dem erzkonservativen Bischof Küng Kontra gegeben: Er, der sie gefirmt hat, soll sich besser nicht in die Bauchangelegenheiten von unsereins einmischen. Es steht im nicht und es steht ihm nicht zu. Im Netz kursiert – zur Unterhaltung – ein Interview mit dem »State Legislator John Buchy« aus Ohio, der den Abbruch illegalisieren möchte. Auf die Frage der Reporterin, »Warum meinen Sie, möchte eine Frau abtreiben?«, antwortet er nach kurzem Hin- und Herüberlegen: »Das ist eine Frage, über die ich noch nie nachgedacht habe.« Na dann, nur zu!

»Der lange Arm der Kaiserin«
Dokumentarfilm, 2012, 64 Minuten, DVD 22 Euro
www.derlangearmderkaiserin.at

Info

Museum für Verhütung und Schwangerschaftsabbruch
Mariahilfergürtel 37 / 1. Stock, 1150 Wien
Mi. bis So., 14 – 18 Uhr
www.muvs.org

Infos zum Schwangerschaftsabbruch – für ungewollt Schwangere und Fachpersonal:
www.abtreibung.at

Informationen der österreichischen Gesellschaft für Familienplanung:
www.oegf.at/wissen/abbruch.asp

Lisa Bolyos ist Redakteurin beim Wiener Boulevardblatt Augustin, *in der auch dieser Text erschienen ist.*

Die friedfertige Antisemitin?

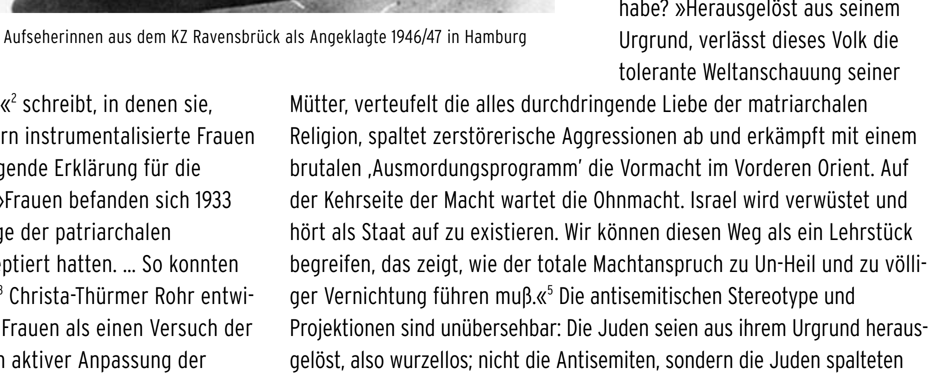
Ljiljana Radonic über weiblichen Opfer-Mythos.

Frauen haben sich im Dritten Reich auf unterschiedliche Weise rassistisch und antisemitisch betätigt. Mehrere Tausend Frauen arbeiteten als KZ-Aufseherinnen, die auch bei eigeninitiativen Todesmärschen und der Massenvernichtung in den KZ in der Endphase des NS-Regimes, als keine Befehle mehr von oben kamen, nach der antisemitischen Devise handelten, noch möglichst viele Jüdinnen umzubringen. Wie die amerikanische Historikerin Wendy Lower zeigt, gingen 500.000 deutsche und österreichische Frauen in den »Osten«. Sekretärinnen von NS-Größen nahmen oft an der Selektion jüdischer Arbeiter teil und bestimmten, wer verschont werden sollte. Lower berichtet von einer Frau in Weißrussland, die ihre Frisörin von der Vernichtung ausnahm und einer anderen, die eine Jüdin aus einer Kolonne von 2000 zu erschießenden Jüdinnen und Juden entfernte, weil diese noch nicht ihren Pullover fertig gestrickt hatte.[1] An der »Heimatfront« prüften Fürsorgerinnen, dass die Hilfeempfänger nicht bei Juden kauften und strichen bei Zuwiderhandeln die Hilfeleistungen. Auch teilten sie die antisemitische Vorstellung der arischen Hilfeempfänger, es sei unangebracht, Arier zu besuchen, nachdem man die Luft in einer jüdischen Wohnung geatmet hatte. Bei Denunziationen machte der Anteil von Frauen bis zu dreißig Prozent aus.
Natürlich ist die Anzahl der Frauen, deren Handeln direkt zur Deportation oder Ermordung anderer Menschen führte, geschweige denn die Zahl der Frauen, die selbst Häftlinge ermordeten, im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung gering. Aber auch das Handeln ganz »gewöhnlicher« deutscher und österreichischer Frauen darf im Kontext der Beteiligung am NS nicht unerwähnt bleiben. Die Frauenbewegung ließ sich größtenteils problemlos vom »jüdisch-marxistischen Geiste« reinigen. Antisemitische Frauenführerinnen propagierten den Boykott jüdischer Geschäfte als weiblichen Verantwortungsbereich. Der Handlungsspielraum von Frauen vor allem in der Jugendphase (BDM) und auf dem Arbeitsmarkt erweiterte sich deutlich in Richtung einer relativen Gleichberechtigung. Weibliche Erwerbstätigkeit nahm seit 1933 – also auch vor dem Krieg – stetig zu.

Die »Neue Frauenbewegung« zeichnete hingegen ein völlig anderes Bild von »der Frau« im NS: In der geschichtlichen Aufarbeitung wurden Frauen meist als auf die Mutterrolle reduzierte Opfer beschrieben. Es handelt sich um einen weiblichen Opfer-Mythos, die Theorie der »Gnade der weiblichen Geburt«, wenn etwa Renate Wiggershaus in Zusammenhang mit KZ-Aufseherinnen von »zum Funktionieren bereiten … Aufsichtsmaschinen«[2] schreibt, in denen sie, ebenso wie in »Gebärmaschinen«, von Männern instrumentalisierte Frauen zu erkennen glaubt. Marianne Lehker gibt folgende Erklärung für die Teilnahme von Frauen an der NS-Herrschaft: »Frauen befanden sich 1933 also in einer Situation, in der sie die Grundlage der patriarchalen Argumentation bereits verinnerlicht und akzeptiert hatten. … So konnten die Opfer zu Handlangern der Täter werden.«[3] Christa-Thürmer Rohr entwickelt 1987 ihr Konzept der Mittäterschaft von Frauen als einen Versuch der Abgrenzung zur Opfer-Theorie. Sie spricht von aktiver Anpassung der Frauen an die »mörderische Normalität« einer von Männern gemachten Welt, reduziert Täterinnenschaft letztlich aber erneut auf weibliche Korrumpierbarkeit.
In vielen feministischen Publikationen wurde davon ausgegangen, dass Frauen im NS *genauso* wie »die Juden« Opfer patriarchaler Herrschaft waren. In der Gleichsetzung von Sexismus und Rassismus (das Wort Antisemitismus kommt in derlei »Analysen« nicht vor) wird die barbarische Einzigartigkeit der Shoah, etwa die industrielle Massenvernichtung verharmlost. Gisela Bock geht noch einen Schritt weiter, als Sexismus und Rassismus für wesensgleich zu befinden. In ihrer Arbeit über Zwangssterilisation im NS kommt sie zu dem Ergebnis, dass bei Sterilisationen Frauen vorsätzlich ermordet wurden: Dieser »vorsätzliche Mord« unterscheide sich, so Bock, nur dem Ausmaß, nicht jedoch der Intention nach vom Genozid an den Juden. Hier wird ein Genozid an Frauen imaginiert, um den Opfer-Status »der Frau« ein für alle mal zu »beweisen«.

Die feministische Zeitschrift *Schlangenbrut* erklärte 1988 zum Jahr des Holocaust an den Frauen, definiert als die »Zerstörung unseres Selbstbewusstseins, die Angst, die noch heute in uns als eine Folge des Patriarchats brennt.«[4] Mit der beliebigen Verwendung des Begriffes Holocaust wird die eigene Verantwortung sowie jene deutscher und österreichischer Mütter und Großmütter für die Vernichtung der europäischen Jüdinnen und Juden verharmlost. Die Täter-Opfer-Umkehr ist eine typische Form der Schuld- und Erinnerungsabwehr nach der Shoah, welche von der Kritischen Theorie im Begriff des sekundären Antisemitismus erfasst wurde, eines Antisemitismus nicht trotz, sondern wegen Auschwitz, bei dem Jüdinnen und Juden durch ihre bloße Existenz an das Geschehene erinnern und einer ungebrochenen Identifikation mit der eigenen Nation, der eigenen Bewegung etc. im Wege stehen.

Für manche Theoretikerinnen ging die oben dargestellte Art der Holocaust-Verharmlosung nicht weit genug. Die Matriarchatsforscherin Gerda Weiler ist überzeugt, dass die vor 5000 Jahren noch weltumspannende Matriarchat vom Judentum vernichtet worden wäre. Auch die evangelische Theologin Christa Mulack nennt Jahwe den Mörder der Göttinnen. Ihren Kritikerinnen unterstellt sie, sie würden Antipatriarchalismus mit Antisemitismus verwechseln, was beweise, dass sie selbst noch in patriarchalischen Ketten lägen. Was wird jedoch aus der These gefolgert, dass das Judentum das Matriarchat zerstört habe? »Herausgelöst aus seinem Urgrund, verlässt dieses Volk die tolerante Weltanschauung seiner Mütter, verteufelt die alles durchdringende Liebe der matriarchalen Religion, spaltet zerstörerische Aggressionen ab und erkämpft mit einem brutalen ‚Ausmordungsprogramm' die Vormacht im Vorderen Orient. Auf der Kehrseite der Macht wartet die Ohnmacht. Israel wird verwüstet und hört als Staat auf zu existieren. Wir können diesen Weg als ein Lehrstück begreifen, das zeigt, wie der totale Machtanspruch zu Un-Heil und zu völliger Vernichtung führen muß.«[5] Die antisemitischen Stereotype und Projektionen sind unübersehbar: Die Juden seien aus ihrem Urgrund herausgelöst, also wurzellos; nicht die Antisemiten, sondern die Juden spalteten zerstörerische Aggressionen ab und seien selbst schuld an ihrer Vernichtung.


Aufseherinnen aus dem KZ Ravensbrück als Angeklagte 1946/47 in Hamburg

Außer bei Matriarchatsforscherinnen bricht sich der schlecht getarnte Antisemitismus auch als Antizionismus, der Israel, dem Staat der Shoah-Überlebenden das Existenzrecht abspricht, innerhalb Frauenbewegungen Bahn. Charlotte Kohn betont, dass »eine eingehende Auseinandersetzung mit der Entwicklung der feministischen Bewegung nach 1968 zeigt, dass der Anti-Faschismus und der Anti-Zionismus zu *einer* ideologischen Basis wurden. Alle feministischen Bestrebungen bewegten sich mehr oder weniger auf dieser verbindlichen Grundlage: Gruppierungen innerhalb der feministischen Theologie, der Matriarchatsforschung, linke Gruppierungen, die feministische Friedensbewegung, die Ökologinnen und die Frauen, die sich für die Dritte Welt einsetzten, waren selbstverständlich antifaschistische Antizionistinnen.«[6] Auf unzähligen Frauenkonferenzen wurde seit den 1960ern der Zionismus zur übelsten aller Formen von Rassismus erklärt und mit dem NS gleichgesetzt. Obwohl der Antizionismus ein Phänomen ist, das innerhalb der Linken im Allgemeinen kritisiert werden muss, scheint er in Zusammenhang mit dem Verdammen des Judentums als besonders patriarchaler Religion und dem Vorwurf der Auslöschung des Matriarchats eine spezifisch feministische Ausprägung erfahren zu haben. Wie eng auch heute noch die Verknüpfung von Antizionismus und Gender-Theorien ist, belegt die Tatsache, dass die führende Theoretikerin der *Queer Theory*, die sich selbst als antizionistisch bezeichnende Judith Butler, für das Ende Israels als eines jüdischen Staates und als Aushängeschild der Boykottbewegung gegen israelische Waren auftritt.

Trotz der Kritik jüdischer Feministinnen und vereinzelter Versuche, auf den eigenen Umgang mit Antisemitismus zu reflektieren, wurde im Sinne der Identitätsstiftung innerhalb der Frauenbewegungen lange Zeit eine Aufarbeitung weitestgehend vermieden. In den letzten zehn Jahren ist aber einiges an kritischer neuer Literatur zum Thema Frauen als Täterinnen im NS erschienen. Doch die Rezensionen von Wendy Lowers »Hitlers Furien« führen die Aktualität des Themas vor Augen: Darin überwiegt das Entsetzen darüber, dass auch junge Mütter und gar Schwangere in der Ukraine, Weißrussland und in Polen jüdische Kinder zuerst mit Süßigkeiten anlockten und dann brutal ermordeten. Die Empörung gilt also weniger der Tatsache, dass Kinder von dem Balkon eines Krankenhauses geworfen oder ihre Köpfe an Ghettomauern eingeschlagen wurden, als vielmehr der »Unstimmigkeit«, dass dies von Frauen begangen wurde, die selbst kleine Kinder hatten; für junge Väter gilt diese Empörung nicht.

---

[1] Wendy Lower: *Hitlers Furies. German Women in the Nazi Killing Fields*, Boston 2013, S. 105
[2] Wiggershaus, Renate: *Frauen im Nationalsozialismus*, in: Beck, Johannes et al. (Hg.): *Terror und Hoffnung in Deutschland 1915-1933. Leben im Faschismus*, Reinbeck 1980, S. 365
[3] Lehker, Marianne: *Frauen im Nationalsozialismus. Wie aus Opfern Handlanger der Täter wurden – eine nötige Trauerarbeit*, Frankfurt/Main 1984, S. 93
[4] Zit. nach: Heschel, Susanne: *Konfigurationen des Patriarchats, des Judentums und des Nazismus im deutschen feministischen Denken*, in: Kohn-Ley, Charlotte/Korotin, Ilse (Hg.): *Der feministische »Sündenfall«? Antisemitische Vorurteile in der Frauenbewegung*, Wien 1994, S. 167
[5] Weiler, Gerda: *Ich verwerfe im Lande die Kriege. Das verborgene Matriarchat im Alten Testament*, München 1984, S. 33
[6] Kohn-Ley, Charlotte: *Antisemitische Mütter – antizionistische Töchter?*, in: Dies./Korotin: *Der feministische »Sündenfall«?*, S. 218

Ljiljana Radonic verfasst ihre Habilitation über den »Zweiten Weltkrieg in postsozialistischen Gedenkmuseen« an der Österreichischen Akademie der Wissenschaften und lehrt über (ostmittel-)europäische Erinnerungskonflikte seit 1989 am Institut für Politikwissenschaft in Wien.

Jede Einsprachigkeit ist dumm

Bei »Feministische Perspektiven« im Jänner saß Rubia Salgado auf dem Podium. *Tanja Brandmayr* führte ein Interview mit der maiz-Mitbegründerin über die Arbeit im feministisch-migrantischen Kontext.

maiz ist ein unabhängiger Verein von und für Migrantinnen mit dem Ziel, die Lebens- und Arbeitssituation von Migrantinnen in Österreich zu verbessern. Sie kritisieren sehr stark die Standarderzählungen über Migrantinnen – die Migrantin als Opfer von Gewalt, die Migrantin als nicht-autonomes Subjekt. Können Sie vielleicht kurz benennen, welches Selbstverständnis hinter der Arbeit von maiz steckt?

Rubia Salgado: Das erklärte Ziel der Verbesserung der Lebens- und Arbeitssituation von Migrantinnen kann zur Interpretation verleiten, Migrantinnen seien Opfer, die Hilfestellungen benötigen würden. Eine Haltung, die im Sozial- und im Bildungsbereich häufig beobachtet werden kann, trotz Tarnung durch die Ansätze der Hilfe zur Selbsthilfe, des Empowerments oder der Förderung der Selbstständigkeit. Bei maiz gehen wir davon aus, dass die diskriminierenden Strukturen und Praxen verändert werden sollen. Es geht nicht darum, die Migrantinnen zu »empowern«, damit sie sich in die gegebenen Verhältnisse integrieren.
Daher vermeiden wir es, über ***die*** Migrantinnen zu sprechen. Und wir weigern uns, **für** die Migrantinnen zu sprechen. Wir positionieren uns dezidiert gegen jede Versuchung, die Migrantinnen aus einer vermeintlichen Unterdrückungssituation zu befreien. Verschränkt mit der Arbeit zur Transformation der gegebenen Ungleichheitsverhältnisse bevorzugen wir hingegen, über die Zuschreibungen, die den Migrantinnen erteilt werden, und nicht über die Migrantinnen, zu denken, zu reden, zu schreiben. Wir sind bemüht, mit den Migrantinnen in maiz einen dialogischen Prozess aufzubauen, ohne das Ziel zu verfolgen, sie zu ermächtigen. Denn uns ist es bewusst, dass das Ziel, jemanden zu ermächtigen, notwendigerweise mit der Unterstellung von Ohnmacht, bzw. Defizit an Ermächtigung als gegeben einhergeht. Anders formuliert: »der Diskurs der Emanzipation ‚schafft' die Subjekte, die er zu befreien vorgibt« (Castro Varela / Dhawan 2004). Dieser Diskurs sei normativ, denn er produziere Kriterien, wonach bestimmt wird, wer als emanzipiert gelten kann oder nicht. Da stellen die Autor_innen die Frage: »Warum etwa gilt die Managerin einer Bank als emanzipiert, während die marokkanische Putzfrau als nicht emanzipiert beurteilt wird?« (…) »Emanzipation«, schreiben sie weiter, »zeigt sich hier eng verwoben mit einem humanistischen Diskurs, der der Wilden quasi bedarf, um Menschlichkeit bestimmen zu können.« (ebd.)

Eine starke Rolle im Diskurs von maiz spielt die Kritik an Deutsch als hegemonialer Sprache und als Voraussetzung zur Integration. Nun geht es ja nicht darum, Spracherwerb an sich zu kritisieren, nehme ich an, sondern es geht um mehr: um Autonomie, Partizipation, Analyse, Anerkennung und Verbesserung von Lebenssituationen. maiz gibt es nun seit 20 Jahren. Vielleicht dazu ein Statement, bzw. eine Reflexion auf Ihre bisherige Arbeit?

Rubia Salgado: Im Zusammenhang mit dem Erlernen der hegemonialen Sprache orientieren wir uns seit Beginn unserer Arbeit am Pädagogen Paulo Freire, der Sprache in ihrem dialektischen Verhältnis zur Realität betrachtet. Das impliziert ein Verständnis von Sprache sowohl als normative Instanz, die konstitutiv für den Erhalt von gegebenen Machtverhältnissen ist, als auch als Handlung und somit als realitätskonstituierend. Neben ihrem Zweck als technisches Kommunikationsmittel und als Medium zur Herstellung und Artikulation gesellschaftlicher Anerkennung heben wir daher die Funktion von Sprache als Mittel zur Mutmaßung einer veränderten Realität hervor. Indem die Lernenden Distanz zur Sprache gewinnen und auf einer Metaebene die Sprache in ihrer konstitutiven Funktion im Verhältnis zur Realität erfassen, können sie mutmaßen, die Realität anders, bzw. aus ihrer Perspektive in der Welt, zu benennen. Somit verändern sich ihre Beziehungen zum Umfeld, Entwürfe zur Transformation der Realität können entstehen und umgesetzt werden. Im Kontext von Sprachbildung in der Migrationsgesellschaft und ausgehend von diesem durch Freire artikulierten Potential der Sprachen als Werkzeug zur Veränderung beschäftigen wir uns in maiz mit der Frage: Ist es möglich, Ansätze für den Zweitspracherwerb zu entwickeln, die ein Sprechen und ein Verhandeln und Reflektieren von Sprache evozieren, die im Sinne Freires verändernd auf die Wirklichkeit, in der sie stattfinden, zurückwirken? Weitere Fragen ergeben sich aus der Beschäftigung mit vermuteten Zielen gesellschaftlicher normativer Zurichtungen: Inwiefern werden normative Zurichtungen im Prozess des Lehrens und Erlernens der Mehrheitssprache Deutsch (re)produziert? Und: Was können wir als Selbstorganisation von Migrantinnen in Anbetracht dieser Vermutung tun?

Die Beschäftigung mit diesen und anderen Fragen führte uns zur Erarbeitung einer Methodologie, die den Erwerb der hegemonialen Sprache als eine kritische und bewusste Aneignung behandelt. Ebenso wie den Gebrauch der dominanten Sprache Deutsch ein wesentlicher Aspekt der Methodologie besteht aus der Betrachtung des Erlernens und des Lehrens von Deutsch als Zweitsprache im Kontext der Migrationsgesellschaft als einen Prozess, der unter dem Zeichen von Machtasymmetrien und Rassismus stattfindet.



Teil des frauenpolitischen und transkulturellen Zusammenschlusses »Feminismus und Krawall«, 8. März 2013: maiz performance

Darüber hinaus möchte ich betonen, dass wir auf dem Recht auf Selbstbestimmung beharren und Positionen wie folgende aus dem NAP (Nationaler Aktionsplan für Integration, Bundesministerium für Inneres, 2010) kategorisch ablehnen: »Wer dauerhaft in Österreich leben und am wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Leben teilhaben will, muss bereit sein, die deutsche Sprache zu erlernen.« (NAP Bericht, S. 12). Denn erstens gestaltet sich die wirtschaftliche und gesellschaftliche Teilhabe unterschiedlich und es gibt nicht ein bestimmtes Maß an Kenntnissen der dominanten Sprache, das verallgemeinernd als notwendig beschrieben werden könnte. Genau diese normative Setzung wurde durch die Integrationsvereinbarung implementiert, ungeachtet der Kritik seitens Wissenschafter_innen und Professionellen aus dem Feld Deutsch als Zweitsprache. Zweitens wird dadurch der monolinguale Habitus des österreichischen Staates weiterhin affirmiert und die mehrsprachige Realität Österreichs ignoriert. Drittens vernachlässigt, bzw. verschleiert die Reduzierung der Voraussetzungen für eine wirtschaftliche und gesellschaftliche Teilhabe auf den Faktor »Erlernen der dominanten Sprache« andere Aspekte, die hier vordergründig behandelt werden sollten: rassistische Praxen und Strukturen, die den Bewohner_innen dieses Landes unterschiedliche Zugänge zu Ressourcen bedingen.

Sie haben in der zweitägigen Veranstaltung »Feministische Perspektiven« u. a. davon gesprochen, dass es in Ihrer Arbeit wichtig ist, möglichst wenig Gewalt (im Sinne von Bevormundung) auszuüben. Sie haben von einem Gespräch mit einer Frau erzählt, die wegen ihrer Heirat die Arbeit aufgeben wollte. Auf ihr mehrmaliges Nachfragen nach dem Warum kam die Antwort: »Weißt du, ich habe gearbeitet, seit ich sechs Jahre alt war«. Abgesehen davon, dass das ohnehin eine persönliche Entscheidung ist – ich fand das beeindruckend, weil selbst der eigene Hintergrund immer an ideologische Grenzen stößt. So gesehen fand ich diese Akzeptanz sehr friedlich, im Sinne des Hinterfragens der eigenen Position. Aber es geht um kämpferische Transformation von Verhältnissen?

Rubia Salgado: Wenn ich in der Arbeit mit Migrantinnen nicht erkenne, dass ich ausgehend von einer privilegierten gesellschaftlichen Position handle, denke und oft beurteile; wenn ich nicht wahrhabe, dass ich – auch wenn es unbewusst geschieht – letztendlich interessiert bin, die Privilegien meiner Klasse oder Gruppe zu verteidigen; wenn ich nicht in der Lage bin, mich in einen Prozess des Verlernens von Privilegien einzulassen, dann würde ich auch nicht verkünden, ich würde für die Transformation des bestehenden Systems arbeiten und kämpfen.
Am Beispiel der Kursteilnehmerin, die sich entschieden hat, den Job (eine sichere Stelle als Putzfrau) aufzugeben, wird deutlich, dass ich mich mit meiner eigenen Überzeugung als Feministin auseinandersetzen musste. Denn die Selbstverständlichkeit meiner Meinung über die Relevanz der ökonomischen Selbstständigkeit als Grundstein der Emanzipation wurde hier durch ihre Argumentation tief erschüttert. Sie hat dadurch expliziert, dass dieses unter westlichen Feministinnen als allgemein gültig betrachtete Ziel klassenspezifische Aspekte übersehen würde. Sie hat mich dadurch herausgefordert, mir selbst zu widersprechen. Sie hat meine privilegierte Situation bloßgestellt. Und das hat nichts, überhaupt nichts mit »friedlicher Akzeptanz« zu tun. Im Gegenteil.

Vielleicht zum Abschluss zu möglichen Perspektiven. Es geht maiz um gesellschaftliche Transformation, die mit Migration einhergeht. Kritik ist die Perspektive? Und sie fordern, wie ich gelesen habe, auch ein bedingungsloses Grundeinkommen.

Rubia Salgado: Ja, ich meine, Kritik ist die Antwort und die Perspektive. Kritik als die Kunst, wie Foucault sie formuliert »nicht dermaßen regiert zu werden.« Aber ich erhebe hier nicht den Anspruch für maiz zu sprechen, denn auch in maiz gibt es unterschiedliche Positionen. maiz ist keine Sekte. Und »Toda unanimidade é burra« (»Jede Einstimmigkeit ist dumm«), sagte einmal der (sehr umstrittene) brasilianische Autor Nelson Rodrigues. Die Einführung eines bedingungslosen Grundeinkommens ist hingegen eine von maiz als Organisation formulierte Forderung: Grundeinkommen für alle, aber gleichzeitig: freier Zugang zum formalen Arbeitsmarkt für alle. Denn in der Demokratie gibt es keine Ausnahme.

Zitierte Literatur

Bundesministerium für Inneres (2010): *Nationaler Aktionsplan für Integration.* Online aufrufbar unter: *http://www.bmi.gv.at/cms/cs03documentsbmi/809.pdf*

Castro Varela, María do Mar/Nikita Dhawan (2004): *Horizonte der Repräsentationspolitik – Taktiken der Intervention.* In: Bettina Ross (Hrg.). *Migration, Geschlecht und Staatsbürgerschaft. Weiterdenken für antirassistische, feministische Politik/-wissenschaft,* VS Verlag für Sozialwissenschaften, Opladen, S. 203-225.

Rubia Salgado ist als Erwachsenenbildnerin, Kulturarbeiterin und Aktivistin in selbstorganisierten Kontexten tätig. Schwerpunkte ihrer Arbeit liegen im Feld der kritischen Bildungs- und Kulturarbeit in der Migrationsgesellschaft. Sie ist Mitbegründerin und Mitarbeiterin der Selbstorganisation von Migrantinnen maiz in Linz.

www.maiz.at
www.feminismus-krawall.at

Totalüberwachung

Peter Wagenhuber von servus.at wirft einen Blick auf unterschiedliche Formen von Bespitzelung.

Im Juni 2013 veröffentlichte der Journalist Glenn Greenwald (damals beim britischen Guardian beschäftigt, heute für »The Intercept«[1] tätig) erstmals Teile der Dokumente, die die flächendeckende Überwachung fast sämtlicher weltweiter Kommunikation belegen. Edward Snowden, ein Systemadministrator, der im Auftrag der NSA arbeitete und dadurch Zugang zu diesen als »streng geheim« eingestuften Dokumenten hatte, kopierte diese und spielte sie dem Journalisten zu.
Diese Dokumente zeigen den enormen Umfang der Überwachung und den unvorstellbaren Aufwand, der dabei getrieben wird. Die etwas paranoideren unter uns waren sicherlich von der Tatsache, dass dies passiert, weniger überrascht, da es wie ein Naturgesetz scheint, dass dort, wo Daten anfallen, diese auch gesammelt und in Folge mit ziemlicher Sicherheit auch missbraucht werden. Nachdem das Internet und alle anderen weltumspannenden Kommunikationsnetze aber unvorstellbar groß sind, hat fast kein Mensch mit dem Ausmaß der Überwachung gerechnet.

Bis vor den Enthüllungen von Snowden war die Totalüberwachung der weltweiten Kommunikation und des Internets nur Spekulation und wurde allzu oft ins Reich der Phantasie und paranoiden Verschwörungstheorien verbannt. Jetzt, da wir mit Sicherheit wissen, dass alles, was technisch möglich ist, auch gemacht wird, möchte ich zusammenfassend einen Blick auf die unterschiedlichen Formen der Bespitzelung und diejenigen, die sie vorantreiben, werfen, ein wenig erklären, warum das aus meiner Sicht problematisch und auch viel zu wenig präsent in der öffentlichen Debatte ist und einen kleinen Ausblick bieten, was dagegen getan werden kann.

Im digitalen Leben fallen zwangsweise immer Daten an. Diese sind notwendig, damit überhaupt Kommunikation stattfinden kann (z.B. wer will mit wem telefonieren oder welche Website wird von wem aufgerufen). Um an gewissen sozialen Netzen sinnvoll teilzunehmen, ist es auch notwendig, persönliche Details preiszugeben, um den gewünschten Mehrwert aus diesem Netzwerk zu bekommen. In der analogen Kommunikationswelt (ich schreibe hier absichtlich nicht »realen« Welt, da die digitale Kommunikation auch real ist) ist es ja z.B. auch notwendig, Namen oder Telefonnummern auszutauschen, um weiterhin in Kontakt bleiben zu können.

Das Internet gleicht einer Stadt, in der alle Ecken von Kameras überwacht werden und jede Bewegung (wer geht wann wohin) und Interaktion (was macht wer mit wem wo) protokolliert wird. Der Inhalt der Gespräche wird meist nicht gespeichert, zumindest nicht flächendeckend. Das ist aber auch gar nicht notwendig. Um herauszufinden, dass eine Person krank ist, reicht es zu wissen, dass sie bei einer Ärztin war und eventuell auch, wo sie sich über eine Krankheit informiert hat (Foren, Wikipedia, ...). Es besteht kaum ein Zweifel, dass diese Stadt nicht unbedingt ein Menschenmagnet wäre. Beim Internet überwiegt aber offensichtlich der Mehrwert, den die Teilnehmer_innen daraus gewinnen können.
Bei dieser Überwachung und Datensammelwut gilt es grundsätzlich zu unterscheiden zwischen Firmen, die möglichst viel über ihre Nutzer_innen in Erfahrung bringen wollen, um zielgenau Werbung platzieren zu können und damit ihren Ertrag zu steigern versuchen - und staatlichen Institutionen, die vorgeben, damit die öffentliche Sicherheit zu steigern. Das Sammeln von Daten zur Gewinnoptimierung mag im kapitalistischen System zwar legitim erscheinen, birgt aber auch einige Probleme und Risiken. Zum einen sind große Computersysteme sehr komplex und der Schutz der Daten ist daher auch eine sehr schwierige Aufgabe (es gibt unzählige Beispiele von Firmen, denen Daten, unter anderem so sensible wie Kreditkarteninformationen, »abhanden kommen«), zum anderen ist oft nicht ganz klar, welche dritten Parteien diese Daten zur Weiterverarbeitung bekommen oder ob diese Daten selbst gewinnbringend verkauft werden.

Ich will mich hier aber in erster Linie auf die staatliche Überwachung konzentrieren und daher die »Datenkrakenfirmen« eher als zusätzliche Quelle für staatliche Überwachungsinstitutionen begreifen, wie dies auch bei PRISM[2] der Fall ist.
Seit Jahren versuchen Polizei, Militärs und Geheimdienste immer mehr Befugnisse zum Abhören und Überwachen der Bevölkerung zu erlangen und die Politik gibt diesen Forderungen nicht nur nach, sondern rechtfertigt diese auch immer wieder. Dabei beschwören Politiker_innen Terrorgefahren oder bedienen sich stark emotionalisierter Themen wie z.B. »Kinderpornographie«. Aller Beteuerungen zum Trotz werden Instrumente wie die immerhin sogar öffentlich diskutierte Vorratsdatenspeicherung gar nicht zur Bekämpfung von Terrorismus oder schwerwiegender Verbrechen eingesetzt, sondern gegen Stalking, Diebstahl, Raub, Suchtgifthandel oder Delikte wie Urkundenfälschung und Betrug[3]. Auch beim Thema Kinderpornographie wird das Problem offenbar künstlich aufgebläht, in dem große Märkte im bösen, wilden Internet herbeigeredet werden. Einer näheren Betrachtung hält auch das nicht stand[4,5].

Ausgestattet mit umfangreichen Befugnissen, hohen Budgets sowie einer Menge Know-how haben die (Geheim-)dienste eine unvorstellbare Überwachungsmaschinerie aufgebaut. Die Verlagerung von immer mehr Aspekten des Lebens in die digitale Realität (soziale Beziehungen, Partner_innensuche, Einkaufen, Informieren, Plaudern,.....) macht die massenhafte computerunterstützte Überwachung erst möglich. Das soll jetzt aber keinesfalls bedeuten, dass wir damit aufhören sollen, diese Kommunikationskanäle intensiv zu nutzen! Ich möchte an dieser Stelle nur kurz zusammenfassen mit welchen Mitteln wir dabei belauscht und ausgehorcht werden.
Die Dienste bedienen sich der Daten, die bei kommerziellen Providern anfallen. Jedoch unterhalten sie auch eigene Abhörinfrastruktur und das in einem bis Mitte 2013 beinahe ungeahntem Ausmaß. Es gibt eigene Abhörstationen direkt an den Untersee-Glasfaserkabeln, die die interkontinentale Kommunikation ermöglichen. Es werden auch sogenannte »Hintertüren«, spezielle Programme, die den Zugriff auf ein Computersystem ermöglichen, in Produkte namhafter Netzwerkhardware-Hersteller eingebaut. So ein »Backdoor« auf einem Router, ein Gerät, das ähnlich wie eine Vermittlungsstelle Netzwerkpakete weiterleitet, ermöglicht es, sämtliche Kommunikation an diesem abzugreifen.
Doch es bleibt nicht nur beim passiven Ausspähen der Kommunikation, sondern diese wird auch aktiv manipuliert. Es ist auf diesem Weg zum Beispiel möglich, einer bestimmten Person Schadsoftware unterzuschieben und so direkt über deren Computer die Kontrolle zu erlangen (manchmal reicht auch das Manipulieren des übertragenen Inhalts)[6]. Auf diese Weise ist es auch möglich »Beweise« direkt am Rechner der »verdächtigen« Person zu platzieren. Digitale Daten sind beliebig kopier- und änderbar und diese Aktionen sind meist schwer bis gar nicht nachvollziehbar.

Wie werden Personen verdächtig? Zuerst müssen wir uns von der »romantischen« Vorstellung, dass menschliche Agent_innen den gesamten Internet- und Telefonverkehr überwachen und aufgrund ihrer Erfahrung oder besonderen Talenten erkennen, ob eine Person als »verdächtig« oder »gefährlich« einzuschätzen ist, verabschieden. Das mag in manchen Situationen eventuell noch gegeben sein, jedoch werden die Kommunikationen hauptsächlich von Computerprogrammen überwacht und diese »lernen« aufgrund statistischer Korrelationen, welches Verhalten potentiell als »verdächtig« einzustufen ist. Das Vertrauen in die Technik ist dabei extrem hoch. Dass es dabei immer wieder zu sog. »False Positives« kommt, ist bei solchen Verfahren immanent. Und es ist auch nicht gerade leicht, diesen »verdächtigen« Status wieder los zu werden.
Diese Möglichkeiten der Sammlung von Informationen und des Versteckten Platzierens von »Beweisen« verleiht den handelnden Organisationen enorme Macht, die kaum kontrollierbar ist. Geheimdienste operieren ja per Definition verdeckt und eventuell vorhandene parlamentarische Kontrollgremien, deren Arbeit auch meist nicht öffentlich gemacht wird, werden bei Untersuchungen oft einfach belogen. Diese Macht wird natürlich auch immer wieder missbraucht (das scheint ja auch schon fast ein »Naturgesetz« zu sein). Wie bereits vorher erwähnt, wird die Vorratsdatenspeicherung nicht zur Terrorismusbekämpfung eingesetzt, genausowenig wie die angesprochene flächendeckende Überwachung. Vielmehr wird diese zur Industriespionage[7,8] und zur Überwachung politischer Aktivist_innen[9] herangezogen oder gibt den Geheimdiensten die Möglichkeit, Politiker_innen mit eventuell kompromittierendem Material in Verlegenheit zu bringen. Also abgesehen davon, dass diese Überwachung nicht im geringsten mit den Menschenrechten vereinbar ist[10], wird sie offenbar auch für kriminelle Zwecke eingesetzt.

Angesichts dieser technischen und organisatorischen Machtkonzentration scheint es schwer, gegen diese Praktiken anzugehen. Es gilt, mit den eigenen Daten sparsam und bedacht umzugehen und immer, wenn möglich, auf eine verschlüsselte Kommunikation zu achten (z.B. auf https beim Surfen achten, eine verschlüsselte Verbindung beim Mailprogramm einstellen, ...). Dabei können sicherlich versiertere Computernutzer_innen aus dem Bekanntenkreis Hilfestellung geben. Das Problem an sich lässt sich jedoch nicht mit technischem Hochrüsten auf der Benutzer_innenseite lösen. Es ist ein gesellschaftliches Problem und muss damit auch auf einer politischen Ebene gelöst werden. Im Moment scheint es nicht so, als würden die Regierungen ein großes Problem mit dieser Überwachung haben, solange sie nicht persönlich davon betroffen sind (Stichwort »Merkel-Phone«). Die US-Bürger_innenrechtsorganisation EFF (Electronic Frontier Foundation) hat die »The Day We Fought Back«- Initiative ins Leben gerufen, der sich bereits einige Organisationen auch aus dem deutschsprachigen Raum angeschlossen haben. Unter[11] gibt es die Möglichkeit, sich deren Forderungen anzuschließen. Es liegt an uns, die zum Teil erst begonnene Debatte um diese flächendeckende und allumfassende Überwachung am Leben zu erhalten und an die politischen Entscheidungsträger_innen immer wieder heranzutragen, damit das Thema nicht gleich wieder in der Versenkung verschwindet und im Hintergrund der Bespitzelungsapparat weiter ausgebaut werden kann.

---

[1] *https://firstlook.org/theintercept/*
[2] *http://de.wikipedia.org/wiki/PRISM*
[3] *http://www.parlament.gv.at/PAKT/VHG/XXIV/AB/AB_14397/imfname_314525.pdf*
[4] *http://www.ipt-forensics.com/journal/volume4/j4_2_1.htm*
[5] *http://blog.alvar-freude.de/2014/02/milliardenmarkt.html*
[6] Wie aus den Snowden-Veröffentlichungen hervorgeht, passiert dies scheinbar so oft, dass sogar innerhalb der Geheimdienste schon Handlungsanweisungen existieren, einen »befreundeten« Dienst zu kontaktieren, für den Fall, dass der betreffende Computer bereits mit einer bestimmten Schadsoftware infiziert wurde.
[7] *http://www.smh.com.au/national/australian-spy-agency-helped-bhp-negotiate-trade-deals-20131106-2x1sw.html*
[8] *http://www.ndr.de/ratgeber/netzwelt/snowden235.html*
[9] *https://firstlook.org/theintercept/article/2014/02/18/snowden-docs-reveal-covert-surveillance-and-pressure-tactics-aimed-at-wikileaks-and-its-supporters/*
[10] *http://www.amnesty.de/journal/2013/dezember/nsa-affaere-die-ueber%C2%ADwachung-verletzt-menschen%C2%ADrechte*
[11] *https://de.necessaryandproportionate.org/take-action/EFF*

Peter Wagenhuber ist Netzaktivist und Systemadministrator bei servus.at

Elvis has left the solar system

Svenna Triebler über »geistige Tiefflüge« von Überwachungskritikern.

»Dass wir paranoid sind, heißt nicht, dass sie nicht hinter uns her sind.« Mit dieser alten Weisheit ist wohl jeder großgeworden, der in den achtziger oder neunziger Jahren politisch aktiv war. Wenn es etwas wirklich Wichtiges zu besprechen gab, fanden Gruppentreffen ganz selbstverständlich fernab der üblichen, also mutmaßlich verwanzten Räumlichkeiten statt, und Aufkleber mit dem Spruch »Sag's nicht am Telefon« zierten das Festnetzinventar linker WGs und Studierendenvertretungen. (Die Variante »Kein Wort am Telefon« hat sich nie so richtig durchgesetzt – das wäre, buchstäblich befolgt, auch ziemlich unpraktikabel gewesen.)

Zu Hochzeiten der RAF-Hysterie machte der AStA der Uni Göttingen einmal die Probe aufs Exempel, und tatsächlich musste man nach einem Anruf des Inhalts, die »Höllenmaschine« sei abholbereit, nicht lange auf den Besuch der Polizei warten. Niemand, der sich im schicksalsentscheidenden Kampf gegen Atomkraft, Nazis oder das imperialistisch-kapitalistische Schweinesystem sah, wunderte sich über die Fehlfunktionen des Telefons, die unweigerlich auf die Anmeldung eines neuen Anschlusses folgten. In der DDR wiederum konnten sich Oppositionelle nur bedingt darüber freuen, dass sie bei der Zuteilung von Telefonanschlüssen bevorzugt wurden.

Später, mit der Erfindung des Handys, lernte man zusammen mit dem Wort »Bewegungsprofil«, das Gerät tunlichst nicht überall mit hinzuschleppen oder in machen Situationen zumindest die SIM-Karte zu entfernen. Dass man E-Mails verschlüsseln kann und sollte, wurde - zumindest theoretisch - zum Grundwissen jeder Dorf- und Jugendantifa, der Film »Der Staatsfeind Nr. 1«, in dem Will Smith als unbescholtener Anwalt ins Netz der allgegenwärtigen Überwachung gerät, gehörte zum Pflichtprogramm. Unvergessen der Dialog: »'Ich habe den Bau gesprengt.' – ,Warum?' – ,Weil Sie telefoniert haben!'« Und die Existenz des verschwörungstheorienumwobenen »Echelon«-Überwachungsnetzwerks wurde 2001 in einem Bericht des Europäischen Parlaments bestätigt: »Der [...] Ausschuss stellt fest, dass es keinen Zweifel mehr an der Existenz eines globalen Kommunikationsabhörsystems geben kann, das von den USA, Großbritannien, Australien, Neuseeland und Kanada betrieben wird.«

Seither wurde diese Struktur auf den neuesten Stand der Technik gebracht und firmiert inzwischen unter dem Namen »Five Eyes«, wie seit den Enthüllungen von Edward Snowden bekannt ist. Die so überraschend also gar nicht waren, weder für die Politik noch für Menschen, die die eingangs beschriebene, zwischen Verfolgungswahn und Abgeklärtheit oszillierende Bewusstseinsbildung durchlaufen haben. Für die »digital natives«, die mit dem und im Internet Aufgewachsenen, ohnehin nicht. Die Debatten über Vorratsdatenspeicherung, Staatstrojaner, Onlineüberwachung und -zensur sind schließlich schon ein paar Jährchen älter als die NSA-Affäre, mit den Piraten hat sich rund um die Thematik eine ganze Partei gegründet.

Die Netzbewegten sind denn auch so ziemlich die einzigen, die sich bemerkbar über die Snowden-Enthüllungen empören. In der übrigen Bevölkerung haben diese überwiegend Achselzucken ausgelöst: unter Linken, weil sie's ja schon immer gewusst haben und die Spitzelei ohnehin nur als logische Konsequenz des kapitalistischen Gesamtzusammenhangs zu analysieren sei; die braven Bürger trauen den USA sowieso alles zu und sind im übrigen der Meinung, sie hätten nichts zu verbergen; und in der Politik versuchte man zunächst, die Sache möglichst tief zu hängen.

Man will die Aufmerksamkeit schließlich nicht unbedingt darauf lenken, dass sicherlich auch die eigenen Geheimdienste nichts auslassen, was ihnen technisch möglich ist, und zudem selbst einen – nun ja: partnerschaftlichen Informationsaustausch mit anderen Spionagebehörden pflegen. In der internationalen Politik kennt man bekanntlich keine Freunde, sondern bestenfalls Verbündete. Zum guten diplomatischen Ton gehört es, dem jeweils Anderen insgeheim alles Schlechte zuzutrauen – nicht zuletzt, dass dieser einem insgeheim alles Schlechte zutraue. Und mit der Spionage verhält es sich wie mit der Masturbation: Alle tun es, alle wissen, dass alle es tun – peinlich wird es allerdings, wenn man dabei ertappt wird.

Der Kodex des stillschweigenden Sich-nicht-über-den-Weg-Trauens wurde beispielsweise verletzt, als kürzlich auf bislang ungeklärten Wegen ein Telefonat an die Öffentlichkeit gelangte, in dem Victoria Nuland, für Europa zuständige Staatssekretärin im US-Außenministerium, die Haltung ihres Landes zur europäischen Interessenpolitik in der Ukraine kurz und knapp auf den Punkt brachte: »Fuck the EU.« Die Tatsache, dass da irgendwer gepetzt hat – weniger hingegen, *dass* das Gespräch mitgeschnitten wurde -, machte einen ebenso großen Teil des Eklats aus wie Inhalt und Wortlaut. Und die Snowden-Leaks wurden für die deutsche Politik erst dann wirklich zum Skandal, als die Sache mit dem abgehörten Handy der Bundeskanzlerin herauskam.



Letztes Foto von Elvis vor seiner Entführung

Zum Glück hat die Politik schon eine tolle Idee, wie man den bösen Amis die Schnüffelei zukünftig erschweren könnte: Ein nationales Internet – mit rein deutschen Leitungen, deutschen Netzknotenpunkten, deutschen Frauen, deutschem Wein ... – oder so ähnlich jedenfalls. Und damit ist die Regierung der Opposition wie auch den Netzaktivisten gar nicht so fern, denn die nationalen Interessen liegen ihnen allen gleichermaßen am Herzen.

Gregor Gysi etwa, Fraktionsvorsitzender der Linkspartei, forderte die Bundesregierung auf, gegenüber den USA selbstbewusster aufzutreten: »Deutschland ist erst dann souverän, wenn es Herrn Snowden anhört, ihm Asyl gewährt und seinen sicheren Aufenthalt organisiert.« Der Chaos Computer Club wiederum hat Anzeige gegen die Bundesregierung erstattet, weil diese verbotenerweise mit der NSA zusammengearbeitet und Daten weitergegeben habe. Und Daniel Domscheit-Berg, der vor seinem Zerwürfnis mit Julian Assange mit diesem gemeinsam die Enthüllungsplattform Wikileaks gründete und mittlerweile Politischer Geschäftsführer der Piratenpartei Brandenburg ist, zeigte sich im Interview mit der Zeitschrift »Konkret« schwer enttäuscht: »Anstatt die Amerikaner zu verteidigen, müssten wir eigentlich vom Verfassungsschutz erwarten, dass er gegen die Amerikaner verteidigt werden.« Schließlich sei es doch Aufgabe des Inlandsgeheimdienstes, die Grundrechte zu schützen. Im Heimatland des Untertanengeistes kommt man nun einmal nur schwerlich auf die Idee, dass die Interessen eines Staates denen seiner Insassen zuwiderlaufen könnten und dieser daher Gründe haben könnte, jenen zu misstrauen.

Auch, wenn die Überwachungskritiker gerade nicht damit beschäftigt sind, die Souveränität Deutschlands zu verteidigen, finden sie immer noch genügend Gelegenheiten für geistige Tiefflüge. Reichlich naiv kommt etwa das allenthalben hochgelobte Youtube-Video »Überwachungsstaat – was ist das?« daher, das bereits über eine Million Mal angeklickt wurde. Gleich zum Einstieg erklärt der Macher »manniac«, Aufgabe des Staates sei es, »für Sicherheit seiner Bürger zu sorgen. Gleichzeitig muss er ihnen auch Freiheiten zugestehen«. Sicherheit wird dabei übersetzt als »Straftaten verhindern oder schneller aufklären« – demzufolge sei die Videoüberwachung öffentlicher Räume okay, und eine Sicherheit wie etwa ein Lohnniveau, von dem man leben kann, ist schon mal gar nicht gemeint. Wolkig bleibt dagegen die Definition von Freiheit; so erspart man sich die unbequeme Erkenntnis, dass im real existierenden Kapitalismus die Freiheit zur ungehinderten Mehrwertverwertung allemal Vorrang hat. Bei soviel systemkompatibler »Kritik« überrascht es denn auch nicht, dass »manniac« nicht auf die Totalitarismustheorie verzichten mag und die Überwachung in der DDR und im Nationalsozialismus gleichsetzt.

Auch der Künstler und Netzaktivist padeluun entblödete sich nicht, die Nazikarte zu ziehen, als er anlässlich des Holocaust-Gedenktags am 27. Januar in die Welt hinaustwitterte: »Den Opfern (sic!) gedenken ist wichtig. Wir sollten auch der Methoden gedenken, die sie zu Opfern werden ließen. #zukunft #gegenwart #vds #privacy«; das Kürzel »vds« steht für Vorratsdatenspeicherung. Mit der also offenbar ein staatlich organisierter Massenmord vorbereitet werden soll.

Und dann wären da noch die Verschwörungstheoretiker, die ja nie weit sind, wo das Denken in nationalen Kollektiven und Antiamerikanismus zusammentreffen, zumal, wenn es um das naturgemäß geheimnisumwitterte Treiben von Geheimdiensten geht. Wer schon immer geahnt hat, dass es sich bei den weißen Streifen, die Flugzeuge am Himmel hinterlassen, nicht um gewöhnliches Kondenswasser, sondern um sogenannte »Chemtrails« handelt, erfährt in einschlägigen Blogs und Foren, dass aus Snowdens Dokumenten hervorgehe, dass hier ein weltumspannendes Programm zur Klimakontrolle im Gange sei. Natürlich dürfen auch diejenigen nicht fehlen, die ganz genau wissen, dass der Whistleblower über Informationen verfüge, dass die Anschläge vom 11. September ein Inside-Job der US-Geheimdienste waren. Und die halbamtliche iranische Nachrichtenagentur »Fars« will gar von Beweisen Snowdens erfahren haben, nach denen die USA in Wahrheit von Außerirdischen regiert werden – von den gleichen Aliens übrigens, die in den dreißiger Jahren die Nazis unterstützten. Nur, ob die grünen Männchen auch Elvis Presley entführt haben, weiß offenbar nicht einmal ein Edward Snowden.

Die NSA-Mitarbeiter, die all diesen Unsinn auswerten müssen, können einem schon fast leid tun. Man kann sie aber auch entlasten, indem man eben nicht alles, was man so tut und denkt, in dieses Internet hineinschreibt. Wer es aber dennoch tut, zum Beispiel, weil sich Aktivitäten wie etwa »Freiheit statt Angst«-Demonstrationen oder Weltrevolutionen nun einmal nicht ohne eine Mindestmaß an Kommunikation organisieren lassen, möge sich mit dem Gedanken trösten, dass der Realsozialismus auch nicht an mangelnder Überwachung zugrunde gegangen ist.

Svenna Triebler lebt in Hamburg und schreibt für die Zeitschriften Konkret und Jungle World.

Internationale der Nationalen

Stephan Grigat über die Neuformierung der europäischen Rechtsradikalen.

Nach mehreren gescheiterten Anläufen schaut es ganz so aus, als würden die Nationalen nun doch noch eine Internationale in Europa hinbekommen. Das liegt unter anderem daran, dass sich Parteien wie der FPÖ und dem französischen *Front National* mit dem Niederländer Geert Wilders nun ein Bündnispartner andient, der lange Zeit Abstand zu ihnen gehalten hatte. Anfänglich hatte Wilders penibel darauf geachtet, sich auf Agitation gegen den Islam zu konzentrieren und sich von den klassischen rechtsradikalen Parteien in den europäischen Nachbarländern zu distanzieren. In den Niederlanden gibt es wenig Verständnis für Kontakte zu einer Partei wie der FPÖ, über deren antisemitische Traditionen man in Holland Bescheid weiß, und auch der FN gilt vielen potentiellen Wilders-Wählern als anrüchig. Doch schon bald ergänzte Wilders seine »Islamkritik« durch offene Fremdenfeindlichkeit, die sich beispielsweise in wüsten Attacken gegen Rumänen und Bulgaren äußerte. Seine zeitweilig dezidiert prowestliche und proisraelische Haltung hätte ihm immer noch genügend Gründe gegeben, sich von FPÖ und FN zu distanzieren. Doch damit ist es nun vorbei: Mitte November traf sich der Chef der *Partij voor de Vrijheid* demonstrativ mit der FN-Vorsitzenden Marine Le Pen. Und Wilders hat, was er in den vergangenen Jahren stets explizit abgelehnt hatte, in Wien Gespräche mit der FPÖ geführt und auch zum belgischen *Vlaams Belang* die Fühler ausgestreckt.



Von über 50 Prozent der griechischen Polizisten gewählt: Demo der Nenoazi-Partei *Chrysì Avgí*

Mittlerweile hat sich auf europäischer Ebene neben der *Alliance of European National Movements*, in dem offen antisemitische und rassistische Parteien wie die ungarische *Jobbik* und die *British National Party* das Sagen haben, die *European Alliance for Freedom* gegründet, mit der FPÖ, FN, *Vlaams Belang* und die Schwedendemokraten versuchen, gemeinsam mit der Lega Nord, der Slowakischen Nationalpartei und Wilders PVV zur Europawahl anzutreten. Man will weg vom äußersten rechten Rand und versucht zumindest offen antisemitische und, deutlich weniger erfolgreich, offen rassistische Äußerungen zu vermeiden, um ein größeres Wählerreservoir abzuschöpfen als es in Westeuropa mit NPD- oder *Jobbik*-Positionen möglich ist. Doch über die inhaltliche Ausrichtung der neuen Allianz ist bei weitem noch nicht das letzte Wort gesprochen. Die europäischen Rechtsradikalen ringen im Zeitalter der Konkurrenz zwischen abendländischem Antisemitismus und islamischen Djihadismus um ihre Positionsbestimmung. Die einen, wie *Jobbik*, die NPD, die Anhänger des früheren *Front National*-Vorsitzenden Jean-Marie Le Pen und der harte ideologische Kern der FPÖ wollen das offene Bündnis mit islamistischen Regimes wie jenem im Iran; die anderen, wie die Modernisierer im *Front National*, die Unterstützer von Filip Dewinter im *Vlaams Belang* und jene Teile der FPÖ, die in Teilopposition zu den deutsch-völkischen Burschenschaften in der Partei stehen, forcieren in erster Linie die Agitation gegen die ‚islamische Landnahme' in Europa und beschränken sich hinsichtlich der iranischen Ajatollahs und anderer islamischer Antisemiten weitgehend auf eine klammheimliche Bewunderung für den antiwestlichen und antiliberalen Furor der Djihadisten, den sie gleichzeitig jedoch als bedrohliche Konkurrenz erleben. Doch ihre partielle Entsagung hinsichtlich klassischer, offen antisemitischer und antiisraelischer Hetze bei gleichzeitiger Konzentration auf die ‚raumfremde Kultur' des Islam stellt sie vor ein Problem: Kein noch so verschwörungstheoretisch versierter Rechtsradikaler käme auf die Idee, ‚der Moslem' wäre in der Lage, die internationale Finanzwelt zu kontrollieren und die europäischen Nationen in die Krise zu stürzen. Die gegenüber in Europa lebenden Moslems ausagierten fremdenfeindlichen Ressentiments erinnern in aller Regel an Aspekte von klassisch rassistischen Vorstellungen von zwar gewalttätigen, aber letztlich unterlegenen und minderwertigen Einwanderern, nicht an antisemitische Vorstellungen vom überlegenen, durch die geschickte Handhabung von Geld und Geist die Welt ins Unglück stürzenden und daher bis zur letzten Konsequenz zu bekämpfenden Juden. Und so bleiben die sich vermeintlich von ihrer antisemitischen Tradition ablösenden Rechtsradikalen weiterhin vor die Frage gestellt, wie die Konkretisierung des als unendlich bedrohlich wahrgenommenen Realabstrakten der wertverwertenden Gesellschaft im Einzelnen zu illustrieren sei. Die Erfolge von *Jobbik* in Ungarn, aber auch jene von *Chrysì Avgí*, die bei den letzten Wahlen von über 50 Prozent der griechischen Polizisten gewählt wurde und deren Kader vor laufenden Kameras allen »Parasiten« und »Untermenschen« damit drohen, dass man bereit sei, »die Öfen zu öffnen und sie zu Seife zu verarbeiten«, könnten in der Zukunft schnell dazu führen, dass die partielle, in den jeweiligen rechtsradikalen Parteien ohnehin stark umstrittene Abkehr von allzu offenen Anklängen an die historischen Vorbilder und Vorgänger schnell wieder Geschichte ist, während es für die vermeintlich ‚modernisierten' Fraktionen umso leichter wird, sich in Abgrenzung vom brachialen Antisemitismus als geläuterte ‚demokratische Rechte' zu präsentieren. Doch trotz aller bisher erfolgten Modifikationen und Modernisierungen im europäischen Rechtsradikalismus, und trotz aller maßgeblich aus der Linken stammenden Vorschläge, wie die explizite antisemitische Identifikation des als bedrohlich Wahrgenommenen sowohl mit einem abstrakten ‚jüdischen Prinzip' als auch mit konkreten Juden durch die Agitation gegen ‚Heuschrecken', ‚gierige Spekulanten' und ‚maßlose Manager' zumindest zeitweise vermieden werden kann – je sichtbarer die Folgen der Verwertungskrise des Kapitals werden, umso attraktiver wird die offen ausgesprochene Feindbestimmung á la *Jobbik*, die durch ihren grenzenlosen Israelhass zudem auch noch Angebote an die antizionistische Linke parat hat.

Einige Proponenten der *European Alliance for Freedom* versuchen zeitweise, ihre nach wie vor vorhandenen Ressentiments gegenüber Israel zu bändigen. Das unterscheidet sie durchaus von der offen antisemitischen *Jobbik*, *Chrysì Avgí* oder der NPD, die ohne jede Hemmung mit den Todfeinden des jüdischen Staates fraternisieren und Israel und den Zionismus regelmäßig in einer Art als Antagonisten alles Ungarischen, Griechischen oder Germanischen ins Visier nehmen, die in fast jeder Beziehung an Theodor W. Adornos und Max Horkheimers Analyse der für den Antisemitismus zentralen Charakterisierung der Juden als »Gegenrasse, als negatives Prinzip als solches« erinnert. Doch gegenüber den vermeintlich israelfreundlichen Äußerungen jener postnazistischen Rechtsradikalen, deren Vorgänger noch ganz unmittelbar das Projekt in Angriff genommen hatten, die Welt von dieser »Gegenrasse« zu »reinigen« und die Juden, wie es in der *Dialektik der Aufklärung* heißt, »wie Ungeziefer zu vertilgen«, ist äußerte Skepsis angebracht.

An den in Medienberichten stets als »proisraelisch« qualifizierten Stellungnahmen der FPÖ zu Israel aus den letzten Jahren ist zum einen die konsequente Bezugnahme auf die Nahostpolitik Bruno Kreiskys auffallend, die als alles mögliche, nur nicht als proisraelisch gelten kann und mit der sich die Freiheitlichen, deren früherer Parteichef Jörg Haider von der FPÖ noch als der »PLO von Österreich« gesprochen hatte, mit einer gehörigen Portion Größenwahn als ‚ehrlicher Makler' zwischen Israelis und Arabern zu positionieren versucht. Zum anderen werden jene Passagen, in denen sich die FPÖ und ihr gegenwärtiger Parteichef positiv auf von palästinensischer Seite ins Spiel gebrachte »Einstaatenlösungen« beziehen, die automatisch das Ende des jüdischen Staates bedeuten würden, in solchen Berichten regelmäßig ignoriert. In einer Presseaussendung zu einer Nahost-Reise von Strache, FPÖ-Generalsekretär Harald Vilimsky, dem Wiener FPÖ-Stadtrat David Lasar und dem Präsidenten des FPÖ-Bildungsinstitutes Hilmar Kabas im November 2012 hieß es hinsichtlich einer Konferenz in Hebron, an der die freiheitliche Delegation angeblich »auf persönliche Einladung« von Scheich Farid Al-Jabari teilgenommen hatte: »Diskutiert wurde von palästinensischer Seite auch die Abkehr vom Zweistaaten-System, da laut den Gesprächspartnern die Scharia nicht vorsehe bzw. sogar ausdrücklich verbiete, auf historisch muslimisch besiedeltes Land zu verzichten. Anstatt dessen wurde überlegt, dass künftig in einem gemeinsamen Staat für zwei Völker mit Rechten und Pflichten, welche für alle gelten sollten, ein friedliches und nachhaltiges Zusammenleben möglich sein könnte. Wohlwollen vernahm Strache zu diesen Überlegungen auch diversen Gesprächspartner auf jüdischer Seite. [zitiert wie im Original – Deutsch denken und Deutsch können schließen sich offenbar weiterhin aus] Er, Strache, sehe dies als erstes Pflänzchen einer möglichen friedvollen Zukunft, die man hegen, pflegen und gedeihen lassen müsse. Jedenfalls sei über diesen Vorschlag ernsthaft zu beraten« – ein Vorschlag also zu einer »Einstaatenlösung«, wie er sich von links unlängst in Judith Butlers Buch *Am Scheideweg. Judentum und die Kritik am Zionismus* findet, und der die nicht einmal mehr rudimentär verklausulierte Forderung nach dem Ende Israels meint.

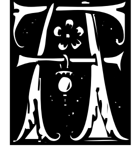
Auch die antiwestlichen Tiraden von Marine Le Pen und ihren Vordenkern zeigen, dass es mit der Neupositionierung noch nicht gar so gut klappt. Bei einer Pressekonferenz am 22. Jänner präsentierte sie gemeinsam mit ihrem Berater für internationale Politik, Aymeric Chauprade, der auf Grund seiner kruden Verschwörungstheorien zu 9/11 von der französischen Militärakademie geflogen ist und demnächst für den FN im Europaparlament sitzen dürfte, das außenpolitische Programm ihrer Partei, die in Frankreich gute Chancen hat, zur stimmenstärksten bei den EU-Wahlen Ende Mai zu werden. Kurz gefasst lautet dieses Programm für eine Neupositionierung Frankreichs: weg von den USA, hin zum Iran, dessen »ziviles« Atomprogramm Le Pen verteidigt und den sie gerne von jeglichen Sanktionen befreit sähe. Diesbezüglich ist sie dann doch ganz der Papa, der über Jahrzehnte hinweg ein gern gesehener Gast in Teheran war und stets zu den lautstärksten Verteidigern des Antisemitenregimes der Ajatollahs gehörte.

Stephan Grigat ist Lehrbeauftragter an der Universität Wien. Zuletzt erschien von ihm der Beitrag »Frühling für Iran-Appeaser. Der westliche Wille zum Verhandeln mit Rohani und die Restabilisierung des iranischen Regimes« in sans phrase. Zeitschrift für Ideologiekritik, *Heft 3, 2013.* www.sansphrase.org

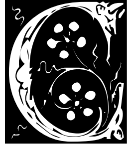
»Das neue Wörterbuch des Teufels«

Richard Schuberth denkt mit Sarkasmus und Sprachfantasie gegen politische Unkorrektheit an.

In Versorgerin #100 rezensierte Lisa Bolyos Richard Schuberths dreibändige, bisweilen satirische Werksammlung »Rost und Säure« (Drava Verlag). Nun liegt sein neues Buch vor.
Seit ca. 2008 schrieb Schuberth am *Neuen Wörterbuch des Teufels*. Das Lexikon lehnt sich an Ambrose Bierces Aphorismensammlung *Devil's Dictionary* an, weist aber auch andere Aphoristiker als Inspirationen aus: allen voran Jonathan Swift, Georg Christoph Lichtenberg, Friedrich Nietzsche, Oscar Wilde, Karl Kraus und Theodor W. Adorno. Ambrose Bierces Spur verlor sich Anfang 1914 in den Wirren der Mexikanischen Revolution. 100 Jahre später bringt der Klever Verlag *Das neue Wörterbuch des Teufels* heraus – »Miniaturgemeinheiten zum Andenken gegen die Gemeinheit der Welt«. Nicht nur ein lexikalischer Teil befindet sich darin, sondern auch Essays über Karl Kraus und Ambrose Bierce sowie ein etwa 30-seitiger zwischen Essay und Aphoristik changierender Text, in dem Schuberth auf eigenwillige Weise zur Verquickung von Sprachwitz und linker Praxis aufruft. Mit freundlicher Genehmigung des Autors drucken wir eine kurze Blütenlese seiner aphoristischen Paragraphen ab.



phorismus Physiotherapie zur Heilung von geistigen Haltungsschäden. Wie ein Schmetterling umflattert der Aphorismus den Erkenntnisapparat des Menschen und foppt dessen starre Haltungen, Standpunkte und Positionen. Diesem gelingt es zwar nicht, des Schmetterlings habhaft zu werden, beim Versuch aber wird er geistig flexibler.
Armutsbekämpfung Brot für die Armen, damit sie uns den Kuchen nicht wegessen.
Arschloch Tunnel, in den die Karriereleiter führt und an dessen Ende es kein Licht gibt.
Asylant Flüchtling auf der Suche nach einem lebenswerten Leben in reichen Ländern, das ihm nur gewährt wird, wenn er nachweisen kann, dass er auf deren Müllhalden, die er zuvor bewohnt hat, ermordet wurde.
ausgeglichen Eigenschaft, welche den Verlust der Eigenschaften anzeigt; das Glätten aller Verwerfungen, Widerstände und Buckel unseres Bewusstseins, damit sich der freie Verkehr der Waren und Meinungen ohne Reifenplatzer über uns wälzen kann. Du wirkst viel ausgeglichener als früher – so begrüßen unsere Freunde auch uns dereinst triumphierend im Reich der platten und geplätteten Seelen.
Außenseiter Jemand, der die Außenseiten unserer Gefängnisse kennt und den wir deshalb nie und nimmer reinlassen dürfen.



annabis Völlig überschätzte Droge, deren Bedenklichkeit allein darin liegt, dass ihre Harmlosigkeit auf ihre User abfärbt. Eine leichte Cannabisvergiftung zeigt sich in blödem Grinsen, eine mittelschwere in grundlosem Kichern, eine schwere jedoch – und ab dann sind bleibende Schäden nicht auszuschließen – im Absondern kalauernder Experimentallyrik.
Celebrity In buntes Zeitungspapier gewickeltes und blitzlichterhitztes Gammelfleisch, das den kleinen Würstchen die Illusion des unverwursteten Lebens vermitteln soll.
Chefredakteur Ein mit Verantwortung und Sitzfleisch ausgepolstertes Magengeschwür, das die tägliche Meinungsmakulatur, die es und seine Zeitung produzieren, mit gewichtigen Leitartikeln zum Weltenlauf parieren will. Diese monolithischen Eier, die der Chefredakteur unter dem Druck des Redaktionsschlusses täglich oder wöchentlich gebiert, um die Ewigkeit daran zu erinnern, dass auch er was abzudrücken hatte, geraten jedoch in der Regel mehr schwerfällig denn gewichtig, weshalb sie schneller im Sumpf des Vergessens versinken als die aktuelle Ausgabe selbst, die zumindest eine passable Sportseite haben kann.



alai Lama Sympathischer Schelm und Besitzer der weltweit größten Hotelaschenbechersammlung, der das erbliche Amt, die Tibeter zu knechten, vernünftigerweise den Chinesen überließ, um sich ganz seinen privaten Leidenschaften zu widmen: bezahlten Vortragsreisen und dem Sammeln von Hotelaschenbechern, die sich im Garten seiner Villa in Darjeeling schon pagodenweise stapeln sollen. Da er vom Dach der Welt kommt, verehrt ihn diese als Spezialisten für den größten Dachschaden der Welt: die Spiritualität.
Le dernier cri Das leerste aller Versprechen.



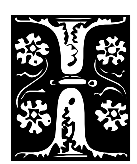
he Die einzige gesellschaftlich akzeptierte Form der Asexualität.
Einfamilienhaus Postviktorianisches Spukschloss.
Emanzipation, falsche Solidarität mit den Hungernden durch Diäten, mit Sexarbeiterinnen durch Keuschheit und mit Mittellosen durch Sparsamkeit. Tritt dann ein, wenn gesellschaftliche Kämpfe von katholischen Büßern und protestantischen Asthenikern infiltriert werden, deren auffälligste revolutionäre Produktivkräfte Selbstbescheidung, Lustfeindlichkeit und Missgunst sind. Man erkennt sie schon in der Plenumsdiskussion daran, dass sie den Privilegierten Privilegien lieber wegnehmen als den Unprivilegierten geben wollen. Und verdächtig ist auch ihre Bereitschaft, bei jeder sich bietenden Gelegenheit in Hungerstreik zu treten, auch und vor allem, wenn dafür kein Anlass besteht. In Revolutionen eignen sich diese düsteren Gesellen vorzüglich als Selbstmordattentäter und Märtyrer. Loswerden muss man sie aber auf jeden Fall, denn geraten sie nach gelungenem Umsturz in Machtpositionen, war alles umsonst.
Entwicklungshilfe Früher: Belieferung unterentwickelter Länder mit den Fischen, die man aus deren Gewässern gefischt hat.
Heute: Hilfe zur Selbsthilfe – die Animation unterentwickelter Länder zur Herstellung von Angelschnüren, damit sie uns irgendwann auch die restlichen Angeln abkaufen müssen.
Europa 1. In der Mythologie: eine asiatische Königstochter, die von einem griechischen Stier vergewaltigt wurde.
2. In der Realität: ein Ochse, der versucht, die nichteuropäische Welt zu vergewaltigen, und seinen Nachteil gegenüber den Stieren USA und China mit der Respektierung der Menschenrechte rechtfertigt, auf die er das Copyright beansprucht, weil er es war, an dem diese in Form seiner Kastration erstmals angewandt wurden.



acebook Der letzte verzweifelte Versuch zweibeiniger Werbeträger, sich ihres Menschseins zu vergewissern, indem sie nicht nur Wunschbilder von sich auf elektronische Oberflächen pinseln, sondern einander mit dieser fiktiven Bedeutsamkeit multipel belästigen. Die von solch sozialem Spinnennetz Ausgeschlossenen indes freuen sich, endlich unter sich zu sein, sein zu dürfen statt repräsentieren zu müssen, und vereinbaren per kurzem Telefonat oder E-Mail Treffen mit Freunden in Lokalen, in denen es stiller geworden ist, seitdem die Friends zuhause vor dem Computer ihre elektronischen Oberflächen aneinander reiben.
Feste Zweierbeziehung Die Flucht in ein warmes Nest, um das Fliegen zu verlernen.
ficken Eines der schönsten und kraftvollsten Wörter, die der deutschen Sprache zur Verfügung stehen: Seinen derben Charme erhält es vor allem dadurch, dass es den Bedeutungsspalt zwischen dem schönsten Vergnügen und der schlimmsten Erniedrigung des Menschen penetriert. Moralisten, die stets weniger das moralisch Schlechte als das moralisch Uneindeutige verabscheuen, bereitet es fortwährend Unbehagen. Gut so!
Freitod Ebenso verzweifelte wie mutige letzte Tat derer, die keinen Ausweg mehr fanden; und Beschämung all der Zufriedenen, die nie einen gesucht haben.
Fußgängerzone Für den Autoverkehr gesperrte Straße, damit weitsichtige Fußgänger die Schaufenster besser sehen.



auptbahnhof Ort, wo die Gleise zur Shopping Mall enden.
homophob Sich seiner eigenen latenten Homosexualität noch nicht bewusst, aber in Gesellschaft von Gleichgearteten bereits neugierig den Körperkontakt mit bekennenden Schwulen suchend, indem man diese zusammenschlägt.
Hypochonder Jemand, der sich anmaßt, an Krankheiten zu leiden, die sich nicht einmal die Medizin noch eingebildet hat.



ndividualität Jene kurze, aber glückliche Mustang-Phase in der Geschichte der Menschen, als einige von ihnen aus den Ställen von Religion und Kollektivzwang entwischt und noch nicht von den Zureitern der Unterhaltung und des Konsums eingefangen waren.
Israel Staat, mit dem die Juden endgültig bewiesen haben, dass sie aus ihrer leidvollen Geschichte nichts gelernt haben, angesichts der Diskriminierung, welche die Minderheit der Selbstmordattentäter durch sie erfährt.



apitalismus Nach unzähligen Laborversuchen an Mäusen wissenschaftlich bestätigt erfolgreichste Wirtschafts- und Gesellschaftsform. Die Ratten, welche man in den Mäusekäfig setzte, setzten sich immer durch.
Katholik Christlicher Hedonist, der die Idee der Sünde kultiviert hat, um den Reiz ihrer Übertretung genießen zu können, im Gegensatz zum Protestanten, der das alles ernst nimmt. Der Katholik hat Spaß an Sex, Mord und Verschwendung, nicht obwohl, sondern weil es ihm seine Religion verbietet, während der Protestant, füchsisch schlau und ochsisch leidenschaftslos, seine Lieblingssünde, das Geldscheffeln, zur Haupttugend gemacht hat und mangels Interesse nichts riskiert bei der Vermeidung der restlichen Sünden.
Kulturhauptstadt Ein weiteres trauriges Indiz dafür, dass die Menschheit nicht dazulernt: ein Titel, der jedes Jahr einer anderen europäischen Stadt aberkannt wird.
Kurator Pilzbefall der Kunst.
Kurzweil Langeweile auf meiner Wellenlänge.



ebensabschnittspartner Mensch, der einem ein Stück vom Leben abgeschnitten hat.
Lebensadern Beim Pilz das Mycel, beim Baum die Wurzeln, beim Embryo die Nabelschnur und beim ausgewachsenen Menschen die Marionettenfäden, die ihn an Anerkennung, Macht und Subvention binden.



einungsträger Schnäppchenjäger beim saisonalen Abverkauf des Bildungsramschs.
Mordsspaß Wesensmerkmal und einziges Beispiel deutschen Humors.



achwelt Verehrer verblichener Außenseiter und Missachter der verbleichenden.
Nationalität Tierärztliche Marke, an der sich erkennen lässt, in welchem Stall man gehalten wird.
Neoliberalismus Vorherrschende Wirtschafts-, Denk- und Bewusstseinsform, die auf einer klitzekleinen Modifikation der christlichen Eschatotogie beruht: *Die Ersten werden die Ersten sein, die Letzten das Letzte.*



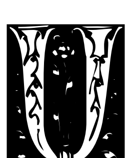
rincip, Gavrilo Früher Märtyrer der Ökobewegung, der dem Tiermörder Franz Ferdinand das Handwerk legte, ehe der auch das 274.512. Wildtier seiner Jägerlaufbahn massakrieren konnte.



atellitenbild Utopisch verfälschtes Bild der Erdoberfläche, weil es diese ohne politische Grenzen darstellt.
Selbstkritik Eine Nadel, mittels welcher der Eindruck erweckt werden soll, man setze sie seinem Selbst an, sobald es sich zu sehr bläht. In Wirklichkeit: die Brosche, welche die hohe Meinung von sich kleidsam macht.
Schuberth, Richard Ein fideles Kerlchen, das sich die fiesesten Beleidigungen erlauben darf, ohne Lynchung oder gar Streichung von der Gästeliste fürchten zu müssen, weil sie die Menschen, die damit gemeint sind, nie auf sich, sondern immer auf ihre Nachbarn beziehen.



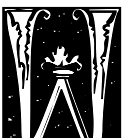
abubruch Künstlerisches Mittel von lachhafter Harmlosigkeit. Die Tabubrecher von heute klopfen an den offenen Türen, die sie einrennen, sogar an.
Tradition ... ist nicht die Anbetung der Asche, sondern des künstlichen Feuers im Elektrokamin.
Treue Übereinkunft zweier Beziehungspartner, auch mit anderen Menschen nicht zu schlafen.
Twitter Gradueller Fortschritt in der Evolution sozialer Netzwerke, der sich der Einsicht, einander nichts zu sagen zu haben, mit der Beschränkung auf 140 Zeichen schon vielversprechend nähert.



nreif Das vernichtende Urteil des Fallobstes über die Früchte, die hoch oben am Baum noch der Sonne entgegenlachen.
Urban Gardening Widerstandsbewegung der reichen Städte des Nordens, deren gesamtes Selbstverständnis auf der falschen Wiedergabe eines Zitats Martin Luthers beruht: *Und könnte ich verhindern, dass morgen die Welt untergeht, würde ich stattdessen heute noch ein Bäumchen pflanzen.*



eganismus Spielart des Vegetarismus, die völlig auf den Verzehr tierischer Produkte verzichtet. Besonders ermutigt wurden ihre Anhänger durch den grauenvollen Märtyrertod von deren Begründer Donald Watson, den dieser im brasilianischen Urwald fand, als er ein Papageienei aus dem Rachen einer fleischfressenden Pflanze retten wollte.



ahlbetrug Der Betrug deiner Wahl.
Wellness Menschen das ihnen geklaute Behagen als Ware wieder andrehen.
Weltschmerz Leiden an seelischer Obdachlosigkeit, das sofort verfliegt, sobald man sich die Miete nicht mehr leisten kann.



ölibat Widernatürliche Drosselung priesterlicher Brunst, die sich meistens als Kuttenflecksuppe entlädt.
Zypressen Bewohner der Republik Zypern, die bis zum Rettungspaket der EU im Jahr 2013 Zyprioten hießen.
Zyste Altgriechische Bezeichnung fürs menschliche Hirn.

Richard Schuberth
Das neue Wörterbuch des Teufels
Klever Verlag, 240 Seiten, 19,90 Euro



Braucht Medienkunst eine Geschichte?

Ausgehend von der Konferenz Media Art Histories, Riga 2013, und einer Reihe von Interviews[1], wirft *Armin Medosch* einen intersubjektiven und polyphonen Blick auf die Geschichtlichkeit von Kunst und Medien.

In Riga, Lettland, fand im Oktober 2013 die fünfte Media Art Histories (MAH) Konferenz statt. Die erste Konferenz dieses Titels hatte 2005 in Banff in Kanada stattgefunden, als Ergebnis einer Kooperation von u.a. dem Leonardo-Magazin und der Abteilung für Bildwissenschaften der Donau-Uni Krems. Laut Oliver Grau, Professor für Bildwissenschaften in Krems, wurde es als Missstand empfunden, dass es keine internationale Konferenz gab, die sich explizit mit der Geschichte der Medienkunst beschäftigte. Die erste Konferenz wurde, wie Wendy Coones zu berichten weiß, ein voller Erfolg, weil das abgelegen in den Rocky Mountains liegende Banff Arts Centre die Konzentration förderte. Wendy Coones, die ebenfalls an der Donau-Uni arbeitet, hatte MAH 2005 mit organisiert. Im Anschluss an Banff wurde ein Reader[2] bei MIT Press herausgegeben, was stark zur internationalen Sichtbarkeit von MAH beigetragen hat. In diesem Band wird eine sehr spezifische, institutionell ausgerichtete Version von Medienkunst thematisiert. Offensichtlich geht es darum, einen Kanon der Medienkunst zu etablieren, doch dazu mehr später. MAH ist jedenfalls eine Erfolgsgeschichte und die nächste Konferenz 2015, wieder in Kanada, ist bereits in Vorbereitung.

Eine Sonderposition in dieser Geschichtsaufarbeitung nimmt die sogenannte Medienarchäologie ein. Dabei geht es nicht um Archäologie im eigentlichen Sinn, sondern um Archäologien des Wissens, in Anlehnung an die so benannten Forschungsstrategien von Michel Foucault. Sie nimmt Phänomene der Gegenwart zum Ausgangspunkt und zeigt, dass es ähnliche Dinge auch in der Vergangenheit bereits gegeben hat, nur mit anderen technischen Mitteln. Im günstigsten Fall kann man der Medienarchäologie zuschreiben, dass sie bestimmte Konstanten im menschlichen Denken aufzeigt, die unabhängig von der verwendeten Technologie existieren. Damit kann aber auch eine starke Entpolitisierung stattfinden, indem der sich verändernde sozialpolitische Horizont ausgeblendet wird. Oliver Graus Buch *Virtual Art* (2003), eine Art Medienarchäologie der virtuellen Realität, ist inzwischen laut Angabe des Autors das meistzitierte Buch der modernen Kunstgeschichte. Grau gibt sich große Mühe zu zeigen, dass Virtual Reality die Tradition verschiedener Techniken der Illusion, der Panoramamalerei und anderer immersiven Techniken weiter schreibt. Er versucht damit zugleich den Beweis zu erbringen, dass VR-Kunst ganz selbstverständlich Teil der Kunst ist.

Genau dasselbe aber unter umgekehrten Vorzeichen sagt Matthias Michalka, Kurator am MUMOK Stiftung Ludwig Wien und dort u.a. für die Ausstellung *Changing Channels* (2012) verantwortlich, die sich mit dem Verhältnis der Kunst zum Fernsehen beschäftigte. Michalka wollte zunächst gar kein Interview geben, weil er der Ansicht ist, dass die Kategorie Medienkunst überflüssig sei. Jede Kunst sei letztlich Medienkunst, weil Kunst immer an ein Medium gebunden ist. Eine besondere Kategorie Medienkunst einzuführen sei nicht nur unnötig, sondern letztlich sogar schädlich für Künstler_innen, die sich mit neuen Medien beschäftigen. Damit könnten diese Praktiken in eine Nische abgeschoben werden und genau das wäre auf lange Sicht kontraproduktiv. Michalka referenzierte dabei auf einen grundlegenden Text der amerikanischen Kritikerin Rosalind Krauss[3], in dem diese den Begriff der Postmedialität einführte.



»Surveillance 1«, Video, Robert Adrian X, 1979. Kamera: Karl Kowanz

Krauss arbeitete sich an der Position des einflussreichen Kritikers Clement Greenberg ab, dem Theoretiker der großen amerikanischen abstrakten Maler der Nachkriegsperiode war. Eine zentrale Stellung nimmt bei Greenberg der Begriff der Selbstreflexivität des Mediums ein. Die Malerei habe, indem sie alles andere abgestreift und sich immer stärker mit ihrem inneren Wesen beschäftigt habe, zur Fläche als ihrem eigentlichen Material und Medium gefunden. Was Greenberg 1961 nochmal auf den Punkt zu bringen versuchte[4], war zu jenem Zeitpunkt eigentlich schon vorbei, denn die Explosion der Kunst in den 1960er Jahren verließ die Fläche, und auch die Malerei und wandte sich allen möglichen Medien zu. Neo-Dada, Fluxus, Konzeptkunst, Mail-, Body- und Land Art, und schließlich auch Performance und Videokunst erlaubten es Krauss in den 1970er Jahren von einer postmedialen Kondition zu sprechen. Diese schlüssige Erklärung erfährt allerdings eine seltsame Wendung, denn sie mündet in die Aussage, dass die von Krauss bevorzugte Kunst sich letztlich doch wieder traditioneller Medien wie der Zeichnung bediente.

Und insofern ist auch das Argument von Michalka ambivalent. Einerseits ist die Nischensituation der Medienkunst tatsächlich ein Problem, weil sie damit ohne Anschluss an das kritische Reflexionspotential der Kunst bleibt. Michalkas Argument wäre aber überzeugender, wenn Museen wie das MUMOK sich mehr mit aktuellen Medienkunstpositionen beschäftigen würden. Doch die meisten Museumsausstellungen, die sich mit der postmedialen Kondition beschäftigen, enden zeitlich irgendwann in den 1970er Jahren und werden begleitet von ratternden 16-mm-Projektoren, Kodak-Karrussel-Diaprojektoren oder archäologisch anmutenden Sony-Schwarzweiß-Monitoren. Michalka rechtfertigte das mit einer berühmten Idee Walter Benjamins, der meinte, Medien würden zwei Mal ihr utopisches Potenzial offenbaren, das erste Mal, wenn sie ganz neu seien, und das zweite Mal in dem Moment, in dem sie obsolet werden. So lässt sich z.B. erklären, dass die künstlerische Beschäftigung mit Film in den späten 1960er Jahren einen enormen

Aufschwung nahm, genau zu dem Zeitpunkt, als Fernsehen und Video den Film zu verdrängen begannen. Wenn damit aber gerechtfertigt wird, dass im Museum immer noch Film als *neues* Medium gehandelt wird, dann klafft hier offensichtlich eine Lücke.

Diese Ambivalenz betont auch die Berliner Kuratorin Inke Arns. Die Leiterin des Hartware Medienkunst Vereins (HMKV) Dortmund ist zwar gegen die Ghettoisierung der Medienkunst, meint aber zugleich, dass die Medienkunst eben nicht in der größeren Kategorie Kunst aufgeht. Bestimmte Fragestellungen zum Verhältnis zwischen Technologie und Gesellschaft werden laut Arns in der Medienkunst in einer Tiefe und mit einem speziellen Wissen behandelt, wie es in der Museumslandschaft nur selten vorkommt.

Mit dieser Ambivalenz hat der in Wien lebende, kanadische Künstler Robert Adrian X sein ganzes Leben zu kämpfen gehabt. Der ausgebildete Maler kam über London nach Wien und begann 1979 an künstlerischen Experimenten mit Telekommunikation zu arbeiten. Die Möglichkeit ergab sich über ein von der kanadischen Regierung gesponsertes Programm, Technologien zu nutzen, um selbstverwaltete Künstlergalerien wie zum Beispiel Western Front in Vancouver mit anderen Orten zu verbinden. Die technische Grundlage lieferte die Firma I.P.Sharp, die ein Timesharing-Netzwerk betrieb. Dabei werden Terminals über Telefonleitung mit einem Mainframe-Computer verbunden. Ab 1980 betrieb Adrian X ein Künstlernetzwerk namens Artex mit mehreren Dutzend Teilnehmer_innen, die über die ganze Welt verstreut waren. In einer Serie von Projekten mit dem Titel *WienCouver* verband er Wien und Vancouver. Die Kommunikation über die Computerterminals würde man heute als Chat bezeichnen, daneben gab es auch so etwas wie Foren mit asynchroner Kommunikation. Zusätzlich wurde sogenanntes Slowscan TV eingesetzt, ein Bildfax-Verfahren, das mehrere Sekunden brauchte, um Zeile für Zeile ein neues Bild aufzubauen. Trotzdem konnte damit so etwas wie ein dynamischer Effekt erzielt werden und im Rahmen von *WienCouver* wurden speziell für dieses Medium konzipierte Performances durchgeführt.

»The World in 24 Hours«-Schaltzentrale im ORF-Landesstudio Linz, Ars Electronica ’82

Robert Adrian X erzählt von einem Aha-Erlebnis, das er bei einer der ersten dieser Performances hatte. Er saß neben Richard Kriesche und beide chatteten miteinander über die Terminals von I.P.Sharp, als sie realisierten, dass die Daten über den Rechner der Firmenzentrale in Toronto gingen. »Da öffnete sich für mich dieser Raum,« berichtete Adrian X. Die Kunst der Telekommunikation ist eigentlich eine Raumkunst, sie eröffnet den Teilnehmenden einen gemeinsamen Raum für die Dauer der Performance. Deshalb meint Adrian X, dass man, wenn man sich mit der Geschichte der Medienkunst beschäftigt, immer weiter zurückgehen müsse. Das Telefon ist für ihn das entscheidende Medium, weil es bereits die Möglichkeit eröffnete, an zwei Orten gleichzeitig zu sein. Und, ähnlich wie für Marshall McLuhan, ist für ihn das eigentliche Netz der Netze nicht das Internet, sondern die Elektrizität.

Robert Adrian X betont zugleich wie randständig diese Experimente der Kunst und Telekommunikation waren. Die Geschichtsschreibung kann leicht einen falschen Eindruck erwecken. So wurde zum Beispiel in den letzten Jahren immer mehr interessantes Material über Vorformen der Medienkunst in den 1960er Jahren publiziert. Initiativen wie *Experiments in Art and Technology* (E.A.T.) und die Ausstellungen *Cybernetic Serendipity* (1968) und *Software* (1970) lassen die späten 1960er Jahre wie eine Blütephase der Medienkunst erscheinen (obwohl der Begriff selbst noch nicht verwendet wurde). Doch in der Erinnerung des Künstlers waren die Sixties vor allem von Pop-Art geprägt. Und das erreichte solche Auswüchse, dass vor lauter farbenprächtigen Pop-Art-Werken kaum noch etwas anderes zu sehen war. In der Folge der Revolten von 1968, die in den USA erst 1970 ihren Höhepunkt fanden, wurde die Kunst jedoch plötzlich sehr antikommerziell. »Die meisten Galerien mussten zusperren oder sie nannten sich Informationsgalerien, boten viel Lesestoff und nahmen Eintritt an der Tür für Performances,« berichtet Adrian X.

1980 war dann mit einem Schlag wieder alles anders. Die Malerei war zurück und zwar mit einem gewaltigen Boom. Und dieser dauerte fast die gesamten 1980er Jahre an. Die Medienkunst im engeren Sinn schuf sich mit Festivals wie der Ars Electronica ihre eigenen Orte. Doch in der öffentlichen Wahrnehmung dominierten großformatige »wilde« Malerei, und später Neo-Geo und Neo-Konzeptkunst. Während dieser gesamten Phase produzierte Robert Adrian X als Künstler weiterhin Objekte für den Verkauf in Galerien und führte zugleich die Experimente mit Telekommunikation weiter. Eine Kluft tat sich auf zwischen einer Kunst, die sich aktiv mit den neuen Technologien beschäftigte und der Museums- und Galeriekunst, die diese Strömungen weitgehend ignorierte.
Die 1980er Jahre sind tatsächlich eine Art »schwarzes Loch« hinsichtlich der Geschichtsschreibung der Medienkunst. Damals wurde eines der ältesten der neuen Medium, das Radio, zu einer wichtigen Institution, weil es den neuen Entwicklungen Raum gab. Heidi Grundmann, langjährige Ö1-Kunstjournalistin, präsentierte das Artex-Netzwerk in ihrer Sendung »Kunst heute«, live im Studio im Funkhaus. Später erhielt sie mit *Kunstradio-Radiokunst* ihre eigene Sendung, die bis heute existiert und nun von Elisabeth Zimmermann geleitet wird. In den späten 1980er, frühen 1990er Jahren begann das Kunstradio systematisch, Telekommunikationsprojekte zu fördern. Ab 1991 gab es Kollaborationen mit der Gruppe X-Space aus Graz, gegründet von Horst Hörtner und Gerfried Stocker, heute Leiter des Ars Electronica Futurelab, bzw. Festivals. In Zusammenarbeit mit X-Space, der Initiative Transit und Künstler_innen wie Seppo Gründler und Mia Zabelka wurden Live-Schaltungen zwischen verschiedenen Studios realisiert.

Für Heidi Grundmann realisierte sich mit diesen Projekten wie z.B. *Chipradio* (1992) die älteste Radio-Utopie: die schon von Bertolt Brecht geäußerte Idee, dass das Radio ein Medium für Zweiweg-Kommunikation sein solle. Von der Politik wurde das Radio künstlich zu einem Einwegmedium gemacht. Die utopischen Ideen der russischen und italienischen Futuristen zum Radio als einem Medium der Instant-Kommunikation, befreit von den Zwängen der Sprache, der Syntax, des Sinns, schienen in diesen Experimenten Wirklichkeit zu werden. Einer der Höhepunkte dieser Entwicklung war das Projekt *Horizontal Radio* bei der Ars Electronica 1995, bei dem dutzende Studios, Server und Orte miteinander verbunden wurden. Das geschah praktisch zeitgleich mit der öffentlichen Verfügbarkeit des Internet.

Mit dem WWW kam eine neue Generation von Netzkünstlern in die Öffentlichkeit. Gleichzeitig wurde die Netzkritik – ein von Geert Lovink und Pit Schultz geprägter Begriff – auf der Mailingliste Nettime entwickelt (neben anderen Listen wie Rhizome, Syndicate, Empyre oder Seven Eleven). Man traf sich zu Meetings, manche davon beinahe verschwörerische Geheimtreffen, wie jenes am Rande der Biennale von Venedig, wo die Gruppe net.art gegründet wurde. Net.art war eine lose Assoziation von Künstler_innen, darunter Heath Bunting, Vuk Cosic, Olia Lialina, Alexei Shulgin, Rachel Baker, sowie das Künstlerpaar Jodi.org. Mit ihren Werken und Taktiken, ihren listig-verschrobenen Postings, ihrer Performance-artigen Präsenz im Netz wurden die net.artists schnell zu Szene-Stars. Bis heute hat sich dieser Effekt, auch auf Grund eines gewissen Herdeneffekts, nur noch verstärkt, so dass viele Jüngere Netzkunst mit der net.art Gruppe gleichsetzen.

Dieser Umstand störte die holländische Autorin Josephine Bosma. Sie war von Anfang an dabei gewesen und hatte mit ihren Artikeln und Interviews viel zum schnellen Ruhm von net.art beigetragen. Mit der einsetzenden Kanonisierung in den 2000er Jahren entwickelte sich jedoch eine verengte Sicht auf die Vergangenheit. Um dem etwas entgegenzusetzen, schrieb Bosma das Buch *Nettitudes*[5], ihre Abrechnung mit dieser schnelllebigen und aufregenden Zeit am Ende des 20. Jahrhunderts. Wie Bosma im Interview meinte, ist sie »nicht gegen net.art,« sondern wollte vor allem andere Praktiken, die durch den Ruhm von net.art verdrängt wurden, verewigen, »Projekte wie jene von Robert Adrian, X-space, aber auch Ponton/Van Gogh TV, in denen das Netz nicht als visuelle Oberfläche genutzt wurde, sondern als Kommunikationsraum.«



Robert Adrian X & Hank Bull, Projekt »WienCouver«, 1983

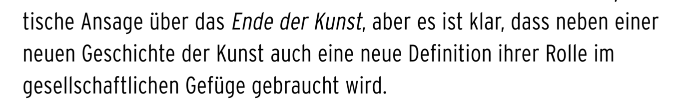
Mitte der 1980er Jahre realisierte Adrian X eine Reihe von Telefonkonzerten zwischen Wien, Berlin und Budapest. Mittels der Midi-Steuersignale konnten sie sozusagen unter dem Eisernen Vorhang durchschlüpfen. Mit der beginnenden Öffnung des ehemaligen Ostblocks ab 1989 setzte auch ein intensive Reisetätigkeit ein. Video- und Medienkunstaktivistinnen wie Nina Czegledy und Kathy Rae Huffman begannen, feministische Medienkunst-Netzwerke zwischen Ost und West zu knüpfen. Auf der Mailingliste Syndicate entwickelte sich ein intensiver Austausch mit Deep Europe, wie Mittel-, Ost- und Südosteuropa damals genannt wurden.

Viele dieser Aktivitäten haben bislang bei der Konferenzserie MAH und den sie begleitenden Publikationen kaum Beachtung gefunden. Die Bemühungen zur Kanonisierung einer bestimmten Ausrichtung von Medienkunst tendieren dazu, alte Werk- und Künstlerbegriffe wieder zu errichten: das Kunstwerk als in sich geschlossenes Werk mit klar zuordenbarer Autorenschaft. Die gerade geschilderten Projekte hingegen waren prozesshaft, offen, arbeiteten auf verschiedenen technischen und sozialen Layern, ohne klare Abgrenzungen zwischen Künstler_innen und Publikum. Die Arbeiten von net.art Künstlerin Olia Lialina z.B. feierten das Do-it-yourself-Ethos des frühen Internet und die Web-Produktion von User_innen. Diese Zugänge, Haltungen und Positionen stimmten mit der neuen Realität des Netzes viel eher überein als Verherrlichungen einsamer, meist männlicher Pioniere[6].

In den 2000er Jahren verschoben sich erneut die Parameter. Das Web 2.0 entstand und »social media« erlebte einen rasanten Aufstieg. Die Idee der eigenen Homepage von Individuen wurde von den neuen (anti)sozialen Netzwerk-Sites in den Hintergrund gedrängt. »Ich bin von einer Generation, die sich nie gedacht hätte, dass Geocities einmal verschwinden würde,« erklärte die brasilianische Netzkünstlerin Giselle Beiguelman. Geocities war ein Gratishosting-Service wo User_innen ihre Homepage in einer virtuellen Stadt platzieren konnten. Beiguelman argumentiert, dass wir im Zeitalter von Youtube einen ganz anderen Zugang zur Geschichte brauchen, weil es nicht nur um Kunst sondern kulturelle Erinnerung überhaupt geht. Zugleich wendet sie sich gegen Formen der Geschichtsschreibung, die eine falsche Kontinuität suggerieren. In den letzten Jahren wurde es Mode, in die Geschichte zu gehen und Ahnen der Netzkunst zu finden. So werden in Brasilien z.B. Elio Oiticica und Lygia Clarke auf Grund ihrer partizipatorischen Arbeiten der 1960er Jahre als Vorfahren der Netzkunst gesehen. Falsch, meint Beiguelman. Das Netz sei ein einmaliges Environment mit seinen eigenen Gesetzmäßigkeiten. Neben einer *Ästhetik der Transmission*, wie sie es nennt, besteht die Einmaligkeit des Netzes darin, dass sich seiner Milliarden an Menschen als aktive Mitproduzent_innen bedienen.

Auch der russische, in den USA lehrende Medientheoretiker Lev Manovich versteht Social Media als einen Quantensprung. »In den 1990er Jahren, als diese Dinge neu waren, habe ich mich im Bereich der Medienarchäologie betätigt,« erklärte Manovich, »um zu zeigen, dass diese Dinge eine Kontinuität in der Kulturgeschichte hatten. In den 2000er Jahren begann ich mich umzuorientieren und zu fragen, was denn wirklich neu ist.« Wirklich neu ist laut Manovich, dass heute bei praktisch jeder Form von kultureller Produktion im weitesten Sinn, Software im Spiel ist. Und diese Software ist nicht einfach nur neutrales Werkzeug, sondern legt den Rahmen dessen vor, was wir tun können. Schon in den 1960er Jahren konnte McLuhan behaupten, dass das Medium die Botschaft sei, dass nicht nur der Inhalt der Medien zählt, sondern auch die Form des Mediums selbst. Der deutsche Literaturwissenschafter Friedrich Kittler hat diesen Gedanken weiter gedacht und auf die verschiedensten Aufschreibesysteme[7] angewandt. Manovich[8] argumentiert, dass durch die Eigenschaften der Software als Aufschreibesystem eine ganz neue Wirklichkeit geschaffen wird. Der Begriff des Mediums löse sich durch die Software auf. Deshalb könne es auch keine Medienkunst mehr geben.

Ähnlich sieht das auch der kanadische Künstler Robert Adrian X. Er wendet sich gegen jene Sichtweise, die sich beschwert, dass die Medienkunst noch nicht wirklich im Kunstsystem angekommen sei. Mit dem Web, den sozialen Medien und der digitalen Kultur jedoch stelle sich diese Frage gar nicht mehr, meint Adrian X. Der Großteil der jungen Generation sei permanent mit sozialen Medien beschäftigt, mit eigenen »kulturellen Werken« im weitesten Sinn. Genauso wie seine Generation sich nicht darum gekümmert habe, ob ihre Experimente Kunst seien, sei das auch den heutigen »digital natives« egal. Die fortgeschrittenen Industriegesellschaften des 20. Jahrhunderts haben den Kunstbegriff bereits bis an den Rand des Zerspringens gebracht. Mit der postmedialen Kondition im 21. Jahrhundert stellt sich die Frage, ob Kunst in der *bisherigen Form* überhaupt noch eine Zukunft hat. Das ist keine pathetische Ansage über das *Ende der Kunst*, aber es ist klar, dass neben einer neuen Geschichte der Kunst auch eine neue Definition ihrer Rolle im gesellschaftlichen Gefüge gebraucht wird.



[1] Die Interviews, die infolge in diesem Artikel zitiert oder paraphrasiert werden, waren Teil der Sendung »Braucht Medienkunst eine Geschichte?«, ORF Ö1, Radiokolleg, 27. bis 30. Januar 2014

[2] Grau, Oliver. 2007. *Media Art Histories.* Cambridge Mass.: MIT Press

[3] Krauss, Rosalind E. 2000. *»A Voyage on the North Sea«: Art in the Age of the Post-Medium Condition.* London: Thames & Hudson

[4] Greenberg, Clement. 2003 [1961]. »Modernist Painting« In *Art in Theory, 1900-2000: An Anthology of Changing Ideas*, 773–78. Malden, MA: Wiley-Blackwell

[5] Bosma, Josephine. 2011. *Nettitudes: Let's Talk Net Art.* NAi Uitgevers / Publishers Stichting.

[6] Edward A. Shanken. 2003. *Telematic Embrace: Visionary Theories of Art, Technology, and Consciousness.* Berkeley: University of California Press.

[7] *http://de.wikipedia.org/wiki/Aufschreibesystem*

[8] Manovich, Lev. 2013. *Software Takes Command.* New York and London: Bloomsbury Academic.

Gegen die Ideologie der Bilder

Lars Quadfasel über zwei Dokumentarfilme aus Israel.

Die Kulturindustrie hat es am liebsten ganz intim und unpolitisch. Eben darum liebt sie den Krieg. In ihm findet sie ihren vielleicht spektakulärsten Gegenstand: technische Leistungsschau mit unverstellten Gefühlen, Reality-TV in höchster Vollendung. Umgekehrt gerät die kulturindustrielle Inszenierung zugleich selbst wiederum zum unverzichtbaren Bestandteil der Kriegsanstrengung. Wo es früher weitschweifiger Legitimationsideologien bedurfte, tut es im Spätkapitalismus – ein Bild sagt schließlich mehr als tausend Worte – ein einziger geschickt inszenierter Schnappschuss. Gerade als militärisch unterlegene Partei platziert man daher gerne ein paar Granatwerfer im Schutz von Krankenhäusern, Kindergärten oder unwiederbringlichen Kulturschätzen, um das mediale Empörungsbedürfnis auf den richtigen Flecken Erde zu dirigieren. Fühlt sich das metropolitane Publikum erst einmal als Weltgewissen umschmeichelt, lässt die Belohnung in Gestalt von Waffenlieferungen und Blauhelmen in der Regel nicht lange auf sich warten. So gewannen Bosnier und Kosovaren den jugoslawischen Bürgerkrieg.

Auch die palästinensische Nationalbewegung hat sich auf diese Strategie spezialisiert. Ohne die Aufmerksamkeit, die die Weltöffentlichkeit seit Jahrzehnten dem so genannten Nahostkonflikt entgegenbringt, wäre sie schon längst am Ende gewesen; so hat ihre Ikonographie – der Friedensnobelpreisträger mit der Kalashnikow, die Leichenbegängnisse mit den Rache schwörenden Angehörigen, der schwarz-weiße Feudalistenlappen – beinahe weltweiten Wiedererkennungswert. Auf der Beliebtheitsskala ganz oben rangiert dabei der kleine steineschmeißende Junge. Er vereint emblematisch all das, was der Antizionist dem ›künstlichen zionistischen Gebilde‹ entgegenstellt: die natürliche Vitalität wie die natürliche Unschuld. Ein Kind kann für nichts verantwortlich gemacht werden und darum auch nichts falsch machen; und eben darin besteht das Erfolgsgeheimnis des palästinensischen Kampfes. Reagiert Israel auf dessen Aggressionen nicht mit Gegenangriffen, zieht es sich gar aus besetzten Gebieten zurück, so hat es sich vor aller Augen als schwach erwiesen. Setzt es sich aber, wie zuletzt im Falle der Free-Gaza-Flottille, zur Wehr, stehen am Ende die Bilder, auf die es die Akteure von Anfang an abgesehen hatten: Märtyrerproduktion fürs Völkerrecht.

Für das erwünschte Resultat braucht es freilich längst schon keine gezielte Pallywood-Regie mehr. Die Wirklichkeit ist auch so schon ideologisch genug. Zum Bild geronnen, bietet sie sich als Projektionsfläche für einschnappende Reflexe dar, und die von den Sympathisanten der palästinensischen Sache etablierten Bedeutungsraster legen sich quasi naturwüchsig übers Geschehen aus Nahost. Denn in Gestalt des Bildes, das dem Publikum in Presse, Funk und Fernsehen unvermittelt gegenübertritt, bleibt das Wesentliche, die politische und historische Konstellation, konstitutiv außen vor – und damit kaum eine andere Haltung übrig als die sentimentale: Indem er aufs Leid der anderen mit Empörung und gerechtem Zorn reagiert, bestätigt der Betrachter vor allem sich selbst, ein guter Mensch zu sein. Die Aufnahmen des kleinen Mohammed al-Durrah, der 2000 Opfer eines Feuergefechts der israelischen Polizei mit Kämpfern der ›Al-Aqsa-Intifada‹ wurde, kannte damals jeder, der Nachrichten sah; die Klarstellung, dass es die palästinensischen Schützen waren, die al-Durrah auf dem Gewissen hatten, war ein paar Monate später kaum auch nur eine Kurzmeldung wert.

Wenn daher, gegen den Sog der Bilder, ein Film tatsächlich einmal die israelische Situation mit der notwendigen historischen Tiefenschärfe darstellt, ist das also eine mindestens bemerkenswerte Leistung. Beiden hier in Rede stehenden Filmen gelingt das auf sehr unterschiedliche Weise. *Uniform Panzer Kokon – Militärdienst in Israel* von Nina Bittcher und Jean-Philipp Baeck, bereits 2009 gedreht, aber bislang nur in ausgewählten Sondervorstellungen gezeigt, scheint auf den ersten Blick strittigen politischen Fragen aus dem Weg zu gehen und sich stattdessen ganz aufs Individuelle zu fokussieren. Porträtiert werden vier junge israelische Erwachsene, drei Männer und eine Frau, die rekonstruieren, welche Bedeutung der Militärdienst in ihrer Biographie einnimmt. Der Einschnitt, das wird in jedem Fall deutlich, ist drastisch; nicht bloß die beschlagnahmte Lebenszeit (drei Jahre für Männer, zwei für Frauen), sondern vor allem die direkte Konfrontation mit und die Verantwortung über Leben und Tod. Die Porträtierten gehen damit durchaus unterschiedlich, nicht selten auch widersprüchlich um; die Spannbreite der Reaktionen reicht von der traumatischen Erfahrung erzwungenen Erwachsenwerdens bis zum unterschwelligen Stolz, im Vergleich zu Gleichaltrigen anderer Länder über einen höheren Grad an Reife zu verfügen.

Gerade der biographische Zugang der Filmemacher widersetzt sich konsequent dem Klischee. Wer den gefühlsverkrüppelten Aggressor erwartet oder auch dessen ebenso beliebtes Gegenstück, den ›guten Israeli‹, dem die Erfahrung der Gewalt die Augen öffnete, wird zwangsläufig enttäuscht: Ausgerechnet der Friedensaktivist bekennt sich zugleich am emphatischsten zum zionistischen Ideal des ›Sabra‹, des in Israel geborenen Israeli; und ausgerechnet derjenige der vier, der die Militärzeit am positivsten in Erinnerung behalten hat, will auf keinen Fall weiter in der Armee Karriere machen, weil ihm die Tatsache, in Institutionen funktionieren zu können, am Ende selbst unheimlich geworden ist. Die Aporie, dass, solange die permanente Bedrohung durch die Nachbarn anhält, ein Leben jenseits von Zwang und Gewalt in Israel nur möglich sein wird, wenn Menschen dafür auch militärisch zu kämpfen bereit sind, lässt sich nicht (und erst recht nicht individuell) auflösen, sondern nur (und nur je individuell) aushalten.

Dass der Film die großen Fragen meidet, die einem beim Stichwort »Nahostkonflikt« als erstes durch den Kopf schießen, ist seinem Erkenntnischarakter alles andere als abträglich. Das Verhältnis zu den Palästinensern etwa wird in den Gesprächen kaum je thematisiert; man muss mit den Folgen des Konflikts umgehen, aber ihn nicht auch noch ständig obsessiv in Gedanken umkreisen. Es kostet auch so schon genug. Wieviel, wird in einer der eindrücklichsten Schilderungen deutlich, von einem Einsatz eines der Protagonisten an der Grenze zur Westbank. Auf den patrouillierenden Soldaten war plötzlich ein Lastwagen mit voller Geschwindigkeit zugerast, und innerhalb einer Zehntelsekunde hatte er die Wahl treffen müssen, auf den Fahrer zu schießen oder nicht. Seine Weigerung, tödliche Gewalt anzuwenden, bezahlte er mit einem schweren Unfall, als der Laster ihn anfuhr. Später erfuhr er dann, dass, hätte er abgedrückt, er wohl vor einem Militärgericht gelandet wäre; bei dem Fahrer hatte es sich bloß um einen kleinen Lebensmittelschmuggler gehandelt. Wäre es ein Selbstmordattentäter gewesen, trüge er jetzt freilich die Schuld daran, ihn nicht aufgehalten zu haben, als er die Chance dazu hatte.

Wo einem solche Entscheidungen aufgezwungen werden, motiviert nichts dazu, sich auszumalen, was für Handlungsoptionen sich noch alles ergeben könnten. Eher wird man den Zwang, den man erfährt, als Naturtatsache begreifen, als Teil jener Existenzbedingungen, mit denen man fertig werden muss, die man aber, um menschlich zu leben, im Alltag tunlichst verdrängt. Weil *Uniform Panzer Kokon* sich am Lieblingsspiel europäischer Beobachter – dem Basteln von »Friedenslösungen«, die, mit ein bisschen guten Willen von allen Seiten, unweigerlich dem Guten zum Durchbruch verhelfen werden – nicht beteiligt, gelingt es ihm, eine Ahnung von dem Ausmaß jener Gewalt zu vermitteln, mit der die Israelis, um zu überleben, zu leben gelernt haben: Was für eine furchtbare Last es bedeutet, ständig heroisch sein zu müssen.

Während *Uniform Panzer Kokon* zwar nicht plakativ, dennoch aber unübersehbar Partei für Israel und die Israelis ergreift, lässt sich das vom zweiten hier in Rede stehenden Film, *Bunda'im* von Eran Torbiner, kaum behaupten. Ganz im Gegenteil, ist die Dokumentation über die »Bundisten«, die letzten in Israel lebenden Vertreter des Algemeynen jidischen Arbeyterbund in Poyln, ganz explizit auch im Hinblick darauf entstanden, eine andere jüdische Emanzipationsgeschichte als die zionistische wieder ins Bewusstsein zu rücken.

In der Tat gelingt Torbiner eine bewegende Hommage an jene ganz einmalige, gleichermaßen jüdische wie sozialistische Tradition des »Bundes«, der – ursprünglich im zaristischen Russland entstanden – im Polen der 30er Jahre zur stärksten jüdischen Partei wurde und Assimilation wie zionistischen Partikularismus als gleichermaßen bürgerlich bekämpfte. Stattdessen setzte er auf die autonome Organisierung des jiddisch-sprechenden Proletariats im Schtetl, welches die Reproduktion, so weit es eben möglich war, in die eigene Hand nehmen sollte und dessen Kampfkraft so gefürchtet war, dass jüdische Unternehmer lieber Katholiken einstellten, weil sie wussten, was sie sich mit jüdischen Arbeitern einhandelten.

Gerade die Form aber, in der *Bunda'im* diese Tradition, mit Hilfe von zahlreichen Dokumenten und ausführlichen Berichten der Zeitzeugen, gegenwärtig werden lässt, unterminiert zugleich das eigentliche politische Anliegen; und diese Feststellung ist durchaus als Lob zu verstehen. Was der Film, wie gerne er es vielleicht auch täte, nicht wegzulügen bereit ist, ist schlicht und ergreifend die Tatsache, dass es sich um eine *vergangene* Tradition handelt. Nirgends schmerzhafter wird das deutlich als in einem Versprecher eines alten Genossen, der erzählt, man habe endlich eine Straße nach Marek Edelman, dem Bundisten und Anführer des Warschauer Ghettoaufstands benannt, »hier in Warschau« – um sich dann zu verbessern: Er meine natürlich Tel Aviv.

Die Versuche, den »Bund« nach dem 2. Weltkrieg in Israel wiederzubeleben, sind, wie der Film zeigt, kläglich gescheitert, und er nennt auch die Gründe. Von den alten Bundisten selbst erfahren wir, dass die erste Generation des polnischen Bundes sich sehnsüchtig an die Zeit erinnerte, als man noch unter russischer Herrschaft agierte; nicht, weil es unter dem Zaren so gemütlich gewesen wäre, sondern weil Russland noch kein Nationalstaat war. Eine Autonomiekonzeption wie die des Bundes brauchte eine starke Minderheit und eine schwache Zentralgewalt; eine, die es sich gefallen lässt (oder gefallen lassen muss), wenn die Partei ihr die Schulen, Sozialdienstleistungen, kurz: die gesellschaftsplanerischen Aufgaben abnimmt. Im Polen der 30er bedurfte es dafür schon eine Wirtschaftskrise; in Israel war die Grundlage dafür dann ganz und gar entfallen. Was aber der »Bund« an revolutionären Impulsen in eine neue historische Konstellation hätte einbringen können, das wurde in deutschen Lagern vernichtet. Wer sich nach Israel retten konnte, kam nicht als Kader, Keimzelle einer neuen Bewegung, sondern als Schiffbrüchiger, Relikt einer untergegangenen Kultur.

Mag sein, dass das den einen oder anderen Antizionisten nicht davon abhalten wird, sich *Bunda'im* als eines Kronzeugen gegen den Zionismus zu bedienen. Wer aber Augen hat zu sehen, wird keine auftrumpfende Anklage erkennen können, sondern ein Dokument der Trauer.

Uniform Panzer Kokon – Militärdienst in Israel, Deutschland 2009, 52 Min., Bestellung: *http://www.militaerdienst-in-israel.de*

Bunda'im, Israel 2011, 43 Min., zu bestellen bei Eran Torbiner, *erantor@gmail.com*

Lars Quadfasel schreibt u. a. für Konkret und Jungle World und ist assoziiert in der Hamburger Studienbibliothek, http://studienbibliothek.org/, *und der Gruppe Les Madeleines,* http://lesmadeleines.wordpress.com/.

Rätsel ohne Lösung

Samuel Beckett hat ihn geschätzt, Peter Handke ihn übersetzt, und zu Lebzeiten hatte er eine große Leserschaft. *Magnus Klaue* erinnert an Emmanuel Bove, der vor Augen führte, dass Prosa absolut sein kann.

»Wenn ich aufwache, steht mir der Mund offen. Meine Zähne sind belegt; es wäre besser, sie am Abend zu putzen, aber das bringe ich nie über mich. In meinen Augenwinkeln eingetrocknete Tränen. Die Schultern tun mir nicht mehr weh. Ein Haarschwall bedeckt meine Stirn. Mit gespreizten Fingern streiche ich ihn zurück. Ohne Erfolg: wie die Seiten eines neuen Buches richtet er sich auf und fällt mir wieder über die Augen. Den Kopf senkend, merke ich, dass mir der Bart gewachsen ist: er sticht am Hals. Ein Wärmegefühl im Nacken, bleibe ich auf dem Rücken liegen, die Augen offen, die Leinentücher bis zum Kinn, damit das Bett nicht auskühlt.« Mit diesen Sätzen, in denen der Protagonist sich selbst als ein Fremdes, den eigenen Leib als Objekt unter den Objekten einer fremden Außenwelt beschreibt, beginnt Emmanuel Boves 1921 geschriebener, erst 1924 erschienener Debütroman »Mes Amis« (»Meine Freunde«), mit dem der 1898 als Emmanuel Bobovnikoff in Paris geborene Sohn eines Russen und einer Engländerin bekannt wurde. Bekannt, aber nicht anerkannt: Um als der Exponent der literarischen Moderne wahrgenommen zu werden, als der er gelten kann, war Bove bei seiner Leserschaft zu beliebt und sein Werk zu heterogen. Viele seiner Erzählungen erschienen in populären Zeitschriften, um von seiner Arbeit leben zu können, bediente er ohne ästhetische Skrupel auch triviale Genres. 1933 schrieb er zwei Kriminalromane, »Le Meurtre de Suzy Pommier« (»Der Mord an Suzy Pommier«) und »La Touque de Breitschwanz«, für den er das Pseudonym Pierre Dugast wählte und der nie in deutscher Übersetzung erschienen ist.

Dass er sich unter den Genres der Kolportageliteratur ausgerechnet der Detektivgeschichte zuwandte, verdankte sich nicht nur Boves Arbeit als Reporter, aus der er Anregungen für seine Stoffe bezogen haben mag. Vielmehr ist der Gestus seines Schreibens von Beginn an geprägt von der detektivischen Spurensuche, dem Wittern dubioser Verschwörungen, die sich als Obsession derer erweisen, die sich durch sie bedroht fühlen, und von einer geradezu wahnhaft akribischen Beobachtung der Außenwelt, von der die Innenwelt der Figuren kaum zu unterscheiden ist. Boves Protagonisten sind Niemande, die zwar noch einen bürgerlichen Namen tragen, denen die damit korrespondierende gesellschaftliche Identität aber fragwürdig geworden oder gar abhanden gekommen ist. Sie sind immer männlich und leiden an einem unersättlichen Bedürfnis nach Anerkennung und Bestätigung, die sie allein durch andere glauben erlangen zu können. Der Protagonist von »Meine Freunde«, Victor Bâton, lebt als Kriegsinvalide in einer ärmlichen Pariser Wohnung, geht keiner geregelten Arbeit nach und verbringt seine Tage mit der immer wieder scheiternden Suche nach einem Freund – nicht, weil er an seiner Einsamkeit litte, sondern weil man, wie er es formuliert, »immer einen guten Eindruck auf Leute machen (will), die man nicht kennt«.

Das Buch, nur noch dem Namen nach ein Roman, tatsächlich eher eine Reihung abbrechender Geschichten, erzählt von diesen Freunden, die sich allein darin ähneln, dass Bâtons Kontakt zu ihnen irgendwann erstirbt oder er selbst ihn aus unverständlichen Gründen einstellt: die Wirtin Lucie, die ihm gratis Essen kocht und mit der er eine ihn ekelnde Liebesbeziehung eingeht; der kleine Ganove Henri Billard, dessen Freundin Bâton zu seiner »Maîtresse« machen will, die sich jedoch nicht für ihn zu interessieren scheint; der Flussschiffer Neveu, den er vor dem Selbstmord bewahrt und in ein Unterhaltungslokal mitnimmt, wo er ihn aus den Augen verliert; Monsieur Lacaze, der ihm eine Stelle in seiner Firma anbietet, die Bâton sogleich verliert, weil er den Eindruck erweckt, dessen Tochter nachzusteigen; schließlich die Sängerin Blanche, mit der er eine Nacht im Hotel verbringt und die ihn zu mögen scheint, die er aber nie wiederzusehen versucht. Warum Bâton ausgerechnet mit diesen Menschen Freundschaft schließen möchte, was er sich von ihnen erhofft, was sie für ihn empfinden und warum genau die Freundschaft versiegt, bevor sie sich entwickeln kann, all das bleibt unklar, weil Bove konsequent gegen die Regeln des psychologischen Romans verstößt. So wie der Protagonist in der Eingangspassage sich als fremden Gegenstand, seine Gefühle und Sinneswahrnehmungen allein anhand der detaillierten Beschreibung einer undurchdringlichen Außenwelt darstellt, so lassen sich die Beweggründe und Gefühle der übrigen Figuren allein anhand ihrer stets mehrdeutigen Handlungen, Worte und Gesten erschließen. Am Ende wird Bâton von seinem Vermieter aus der Wohnung geworfen, nimmt aber auch dieses Ereignis nicht eigentlich als etwas wahr, das ihm geschieht: »Seltsam, wie alles weitergeht, ohne einen selber.«


Emmanuel Bove (1898-1945)

In seinen späteren Romanen, am bekanntesten »Armand« und »Bécon-les-Bruyères«, beide 1927 erschienen und wie »Meine Freunde« von Peter Handke übersetzt, differenziert Bove dieses Modell, das am reinsten jedoch vielleicht in seiner Kurzprosa ausgeprägt ist, von der eine Auswahl auf Deutsch unter dem Titel »Begegnung« vorliegt. In ihr tritt auch das komödiantische, teils absurde Moment der Anerkennungssucht von Boves Protagonisten stärker in den Mittelpunkt. In der in Boves Todesjahr 1945 erschienenen Erzählung »Eine Kränkung« schildert ein auf seine großbürgerliche Herkunft lachhaft stolzer Angestellter die Bemühungen, seinem Chef, der ihn eben wie einen Angestellten und nicht anders als andere behandelt, die eigene Superiorität vor Augen zu führen. Zu diesem Zweck freundet der Erzähler sich mit Monsieur Liotard, einem honorigen Kunden an, bei dem er besondere Achtung gegenüber der eigenen sozialen Abkunft vermutet und mit dem er auf eigenes Risiko eine Geschäftsbeziehung eingeht.

Die Erzählung gipfelt in einer an die Kommunikationsverhinderung in den Stücken des Absurden Theaters erinnernden Szene, in der Monsieur Liotard, gerade dabei, dem Erzähler von der Unverschämtheit seines schmarotzerischen Neffen zu berichten, in einer Art fehlgelenktem *method acting* plötzlich sein Gegenüber für den Neffen zu halten scheint, ihn beschimpft, tätlich angreift und mit den Worten »Raus hier, du Strolch!« vor die Tür setzt. Den Erzähler, dessen »erste Reaktion« ist, »brieflich eine Entschuldigung« von Monsieur Liotard zu verlangen, erfasst alsbald eine für Boves Figuren charakteristische Mischung aus Selbstreflexion und Lähmung. Er zweifelt daran, ob er überhaupt »gekränkt« worden sei, fragt sich, ob er das Ganze nicht eher »mit einem Lachen« quittieren solle, und ist dann überzeugt, Monsieur Liotard, der für einen Augenblick »verrückt« geworden sei, werde ihm selbst eine Entschuldigung schicken. Daraufhin trifft zunächst tagelang gar kein Brief und dann einer ein, in dem Monsieur Liotard »nicht die geringsten Anspielungen« auf die vorangegangenen Ereignisse macht und die Vollmacht zurückverlangt, die er dem Erzähler zwecks Verwaltung seines Vermögen übergeben hat. Obschon Monsieur Liotard damit beim Erzähler das Gefühl erweckt, »als ob ich einen Fehler begangen hätte, über den man besser nicht spricht«, erinnert dieser sich nun aber nicht an sein ursprüngliches Vorhaben, seinem Partner einen Brief mit Bitte um Entschuldigung zu schicken, sondern entscheidet sich, die Sache nicht mehr anzusprechen und, ähnlich inkonsequent und scheinbar unmotiviert wie der Protagonist von »Meine Freunde«, die Beziehung absterben zu lassen: »Das Klügste war, ihm die Unterlagen, die er von mir verlangte, zurückzuschicken. Ich tat es auf der Stelle, und das setzte einen Schlusspunkt unter diese peinliche Geschichte.« Dieser letzte Satz, alles andere als ein Schlusspunkt, sondern im Gegenteil Anlass für Fragen und Spekulationen, ist beispielhaft für die Schlüsse von Boves Geschichten, die oft gerade dort enden, wo sie, um etwas zu erklären, beginnen müssten. In einer ähnlich angelegten Erzählung mit dem Titel »Sie ist tot« beschreibt der Protagonist sein Verhältnis zu einer jungen Frau namens Jacqueline, die gerade geschieden ist und mit der er sich eine Beziehung erhofft. Nachdem sie eine Verabredung nicht eingehalten und sich tagelang nicht bei ihm gemeldet hat, fragt er bei Jacquelines Mutter nach, die ihn mit der Behauptung konfrontiert, ihre Tochter sei gestorben. Jacquelines Bruder, den der Erzähler daraufhin aufsucht, erklärt stattdessen, das könne die Mutter nicht gesagt haben, Jacqueline sei vielmehr zu ihrem ehemaligen Mann zurückgekehrt. Die Geschichte endet damit, dass der Erzähler verschiedene, mehr oder minder unwahrscheinliche Lösungsmöglichkeiten für das Rätsel aufzählt und sie durchnummeriert. Die letzte Möglichkeit lautet: »7.) Jacquelines Bruder hat recht. Ihre Mutter hat mir niemals mitgeteilt, dass Jacqueline tot sei. Ich habe es geträumt. *Möglich.*«

Die Maxime des Detektivromans, wonach, wenn alles Unmögliche ausgeschlossen ist, das Übrigbleibende, und sei es noch so unwahrscheinlich, die Lösung sei, erweist sich in Boves Rätseln ohne Lösung als ebenso unbrauchbar wie die Prämisse des psychologischen Romans, dass eine differenzierte Entfaltung der sozialen und individuellen Dispositionen der Figuren ihren bewussten wie unbewussten Motiven Transparenz verleiht. Ob der Protagonist verrückt, Opfer einer Intrige oder selbst der Intrigant ist, der sich durch ein gefälschtes Bekenntnis ins Recht zu setzen sucht, lässt sich nicht entscheiden. Weil die Figuren sich selbst, den anderen und den Lesern gegenüber unverständlich werden, zieht sich die Sprache auf die akribische Registratur von Oberflächenregungen zurück und beschreibt auch Gefühle und Reflexionen wie Bewegungen in einem Außenraum, deren Grund und Ziel ungewiss bleibt. Damit erweist sich Bove, dessen Angestelltenfiguren ohnehin an Josef K. aus »Der Prozess« erinnern, als Erbe Kafkas und zugleich Vorbereiter jener »absoluten Prosa«, welche Alain Robbe-Grillet, Claude Simon und die übrigen Vertreter des *Nouveau Roman* für sich in Anspruch nahmen, deren ebenso kriminologisch exakte wie undurchdringliche Beschreibungsprosa wiederum Peter Handke in seinem frühen Werk fortgeführt hat. Zugleich waren die Erzählungen Boves, der 1945 mit »La Piège« (»Die Falle«) einen denkbar unexistentialistischen Roman über die Résistance vorgelegt hat, mit ihrem Primat der Objektwelt und ihrer Darstellung einer opak gewordenen Subjektivität auch Gegenentwürfe zur sogenannten engagierten Literatur. Insofern hat Samuel Beckett, als er Bove einen der für ihn bedeutendsten Autoren nannte, einen Kreis geschlossen, den zu vermessen die Literaturgeschichte kaum begonnen hat.

Die von Peter Handke übersetzten Romane Emmanuel Boves sind im Suhrkamp-Verlag erschienen und ebenso wie die übrige, von verschiedenen Kleinverlagen herausgebrachte Prosa heute vergriffen. Der Band »Begegnung«, aus dem Französischen übertragen von Thomas Laux, dem neben Peter Handke bedeutendsten Übersetzer Boves, ist 2012 im Lilienfeld-Verlag herausgekommen.

Von Magnus Klaue ist soeben im Ça-Ira-Verlag das Buch »Verschenkte Gelegenheiten« erschienen.

Mit blutunterlaufenen Augen aus der Tiefe kommen

Von Anna Mitgutsch ist ein Essayband erschienen: »Die Welt, die Rätsel bleibt« schlägt zwischen Literatur, schriftstellerischer Haltung und Leben eine eigene Welt des Nicht-Deckungsgleichen auf. Von *Tanja Brandmayr*.

»Die Welt, die Rätsel bleibt« beginnt mit zwei Kapiteln über Sylvia Plath und Herman Melville. Mit diesen Autoren wird zu Beginn eine Achse aufgeschlagen, die den essenziellen Grenzgang zwischen Kunst, Leben, Dasein und Fremdsein, zwischen Triumph und Tragik ortet: Sowohl Plath als auch Melville schreiben gegen die existenziellen Realitäten des Lebens, der Macht und des Todes an, berichten von Erkenntnissen und Bedrohlichkeiten von diesseits und außerhalb der Grenze, sie entsetzen sich, sehnen sich, maßen sich an. So schreibt Anna Mitgutsch in einem fiktiven Brief an Sylvia Plath über deren Verausgabung, über Plaths »Weltgewinn durch Ich-Verlust« – über die Verführung und über die Einsamkeit, das Leben der Kunst unterworfen zu haben. In einem Melville-Monolog berichtet Mitgutsch über die Erfahrung des frühen Verlustes und des lebenslangen Scheiterns als Schlüssel zum Leben, der nur mehr in den Untiefen eines Ozeans gesucht werden kann – im Kampf mit einem machtvollen Ozean, aus dem man höchstens mit blutunterlaufenen Augen wieder auftaucht, um zu berichten: »Um das Geheimnis zu ergründen, muss man in der Tiefe des Meeres suchen, hinter dem Horizont, jenseits des Sichtbaren, unter der Oberfläche, die nichts verrät.« Beide Essays berichten von Autoren, die jenseits der Grenze, weit hinter einen Horizont geschaut haben.

Foto: Verlag/Peter von Felbert

Anna Mitgutsch

Das Exil der Weltfremden und fremd gewordenen, der Erfahrungshorizont der existenziell früh verlustig Gegangenen, man könnte meinen, dass das auch die gemeinsame Klammer ist, die Elias Canettis wildes Anschreiben gegen den Tod und Amos Oz' Kibbuzromane thematisch zusammenhält. Zeichnet Mitgutsch Canetti in gewisser Weise als Todesanalytiker nach, und das durch den Tod als unerhört empfundene Vertriebensein aus dem Leben, vor dem Hintergrund zweier Weltkriege, ist der Kibbuz bei Amos Oz Sehnsuchtsort, Ort der Ankunft, der »andere Ort«: Er ist nach Vertreibung und Massenmord an den Juden der arkadische Ort des Friedens, er ist real gewordener Ort einer zweitausend Jahre alten Utopie, er wurde dem Land abgerungen und ist Versuch, »eine Gesellschaft gleicher Beteiligung zu errichten«. Aber: Auch wenn es Oz' Überzeugung ist, dass der Kibbuz der ideale Ort ist, der »die Flexibilität besitzt, abweichende menschliche Verhaltensmuster zu integrieren«, sobald dieser Ort errichtet ist, wird doch wieder von anderen Orten geträumt, denn der Ort der Sehnsucht ist irgendwann erneut besetzt. Die Grenze muss nach außen verschoben, die Sinnsuche muss anderswo ausgetragen werden. »In Arkadien würden wir nach Utopien schmachten«, zitiert Mitgutsch bereits am Beginn des Kapitels Jean Paul, um am Ende dieses Essays die Frage zu stellen, wie man innerhalb der geschichtlichen und individuellen Wirrnisse zu einem selbstbestimmten Leben kommen kann.

Ein selbstbestimmtes Leben, das nicht nur den ProtagonistInnen aus Amos Oz Romanen nicht leicht fällt, sondern auch weiteren besprochenen AutorInnen, bzw. deren Protagonistinnen im Essayband: So bildet Marlen Haushofer einen Bezugspunkt im Koordinatensystem derer, die der fremden Wirklichkeit eine literarische Haltung abtrotzten. Mitgutsch entwirft, wenn sie das literarische Personal von Marlen Haushofer betrachtet, das Bild der Frau am Fenster. Sie zeichnet eine Frau, die im Warten fast leblos von der Natur, dem Draußen und ihrem eigenen Wesen abgetrennt ist, es nur noch aus der Ferne, wie durch eine Scheibe betrachtet. Denn auch wenn Haushofers »Die Wand« hier beinahe kontrapunktisch dagegen stehen mag: Den Horizont bilden stets die eigenen vier Wände. Die erwachsenen Protagonistinnen haben ihre Rebellion bereits erstickt, haben die Selbstbeherrschung bis zur Erstarrung kultiviert, sind domestizierte Wesen in einer bürgerlichen Wohlanständigkeit. Sie erfrieren und lassen an Doppelmoral und Verdrängung erfrieren. Marlen Haushofer wurde oft unterstellt, Hausfrauenliteratur zu schreiben, und kaum sonst gab es, wie Anna Mitgutsch feststellt, soviel Hausarbeit als literarisches Material. Aber: Hier geht es um einen Rückzug, um ein Innen, in dessen starr abgezirkeltes Hausdamen-Gehäuse höchstens die »Vitalität ungebrochen amoralischer Menschen« einbricht.

Die Nahtstellen des Innen und Außens, andere Figuren zwischen Rückzug und Verweigerung: Melvilles Bartleby, mit seiner irrwitzig eigensinnigen Gegenmacht des »I would prefer not to«, findet im Kapitel »Die rätselhaften Schweiger« ebenso seinen Platz, wie später, an anderer Stelle, der vergessene oberösterreichische Autor Franz Rieger, dessen literarischer »Gestus der Vergeblichkeit« am Ende seines Lebens zu tiefer Bitterkeit geführt zu haben scheint. Er verfasste eine Liste mit den Namen von Menschen, die er von seinem Begräbnis ausschließen wollte.

Wie gestaltet sich also der schöpferische und grenzgängerische Akt der Literatur? Drei Essayblocks zu den Überschriften »Literatur«, »Transzendenz« und »Fremdsein« führen in die Thematik zwischen Kunst und Leben, zwischen Leben und Literatur. Man könnte meinen, dass Anna Mitgutsch genaue Kartographien, Koordinaten nachzeichnet, die von weitreichenden Streifzügen zwischen dem Sagbaren und Unsagbaren berichten, durchaus vor allem in den Härtesituationen der jeweiligen Zeiten und an Orten, wo sich das Sagbare und Unsagbare tektonischen Platten gleich ineinanderschieben. Wovon kann ein Autor, eine Autorin überhaupt berichten – vor dem biographischen Hintergrund der eigenen Existenz, den Möglichkeiten der Fiktionalisierung der eigenen Erfahrung? Wovon kann er oder sie berichten vor dem Hintergrund von totalitären Systemen, die AutorInnen und Sprache gleichermaßen zurichten? Im Essay über die Diktaturen heißt es beispielsweise, dass es Imre Kertész stets um die subjektive Erfahrung des Menschen in der Knechtschaft gehe, um sein tägliches Ringen um Autonomie, die im System nicht vorgesehen ist und nicht geduldet wird. Ein Zitat aus Kertész Galeerentagebuch lautet etwa: »Einmal war der Horizont des Menschen der Kosmos, heute sind es die Gefängnismauern«. Und besonders an der Übermacht der Diktaturen wird deutlich, was das Ringen um Sprache und Haltung bedeutet, wenn es heißt: Der Schriftsteller bürge mit seiner ganzen Existenz für das Werk.

In gewisser Weise muss ein Autor, eine Autorin, wohl immer in Distanz stehen, muss immer auch fremd sein, um sich selbst, der eigenen Arbeit eine Gegenwart mit offenem Horizont zu ermöglichen. Neben der angesprochenen Themenkomplexe der Fremdheit, des Grenzgangs und der Übermächtigkeiten würde diese Fragestellung nämlich durchaus auch einen guten Subtext des Buches abgeben: Was ist eigentlich literarische Haltung? Antworten werden hier mehr als erahnbar. Denn nicht nur Diktaturen richten zu, auch der tiefe Widerspruch zwischen Freiheit und einer undefinierten Weite vermögen in tiefe Unsicherheit zu stürzen, bis hin zu den Abgründen, die sich in der Gegenwart auftun. Ein schönes Zitat, das Anna Mitgutsch heranzieht, ist etwa das vom Kulturkritiker Joe Bailey: Er bezeichnet die Utopie des Fortschrittes, die unentwegt freudige Erwartung fordere, ohne ihr Versprechen einzulösen, als Kolonialisierung des Optimismus, deren Projektionen so irreführend seien, wie die Vertröstungen auf das Jenseits. Mitgutsch schreibt: »Wir müssen uns die Wirklichkeit als Gegenüber zurückerobern. Wir müssen den Menschen und die Kunst dem Nützlichkeitsgedanken entreißen. Es ist keine Schande, am Zeitgeist zu scheitern. Die Besten der Geistesgeschichte und der Geschichte der Künste scheitern am Zeitgeist ihrer Epoche, um später von einem anderen Zeitgeist ausgebeutet und fehlinterpretiert, aber auch gefeiert zu werden. Es gibt kein Rezept für das Bild des Menschen, der Mensch entzieht sich der Abstraktion. Das Bild des Menschen wächst aus seinem Handeln und aus der Fähigkeit, mit seiner Intention in unbetretbare geistige Räume vorzustoßen.«

Wir wechseln zu einem anderen geistigen Raum. Eine geistige Dimension, heute tabuisiert wie vielleicht »im 19. Jahrhundert das Sprechen über Sexualität« ist das Sprechen über Gott. Unter anderem mit dem Beckettschen Zitat »He doesn't exist, the bastard« schreibt Mitgutsch jedoch über eine dem Menschen schwer auszutreibende Sehnsucht nach dem »Anderen«, nach etwas Größeren, von der Sinnsuche im Hinterland des Mysteriums. An dieser Stelle finden sich in den Beiträgen zur »Transzendenz« drei Abhandlungen über den Horizont, den Weltinnenraum und den Abgrund. Besonders beeindruckt der titelgebende Essay »Die Welt, die Rätsel bleibt«, durchaus lesbar als Kulturgeschichte des ozeanisch offenen Horizonts.

Anna Mitgutschs Essayband führt dorthin, wo Leben und Fremdheit wohnen, sie berichtet von Orten, wo jemand etwas erfahren hat, das übermächtig ist, sei es Totalitarismus und/oder ein ungnädiges Schicksal. Sie berichtet von einer Autorenschaft der Beteiligung über die Suche an sich. Das Sichtbare und das Unsichtbare, das Vertraute und die Weite, die äußere und innere Wahrnehmung können, so oder so, nicht deckungsgleich sein. Es gibt das Unsagbare. Es gibt das Ungeheuerliche. Man erkennt eine literarische Haltung, die erfahrbar zu machen sucht, was an den Grenzen des Sagbaren unausgesprochen ist oder vielleicht sogar bleiben muss – eine Paradoxie an sich. Um die differenzierten Überlagerungen des Sagbaren und Nicht-Deckungsgleichen, auch sozusagen systemintern literarisch, mit einem Zitat zu beschließen: »(...) Sie wissen beide, daß hinter jedem Buch ein zweites liegt, von dem der Autor nur eine schattenhafte Ahnung hat, aber von dem er weiß, es ist das eigentliche Buch (...)«. Dieses Zitat stammt aus Mitgutschs 2007 erschienenen Roman »Zwei Leben und ein Tag«.

»Die Welt, die Rätsel bleibt«, Anna Mitgutsch, Luchterhand, 2013, 414 S.
Essays über Elias Canetti, Paul Celan, Emily Dickinson, Franz Kafka, Imre Kertész, Herman Melville, Amos Oz, Sylvia Plath, Rainer Maria Rilke u.v.a.
Drei Essays aus diesem Band sind auch erschienen in:
»Die Grenzen der Sprache«, Anna Mitgutsch, Residenz, 2013, 112 Seiten.

Tanja Brandmayr ist freie Kunst- und Kulturschaffende.

Der Räte-Doktor

Der Arzt und Schriftsteller Werner Vogt hat seine Autobiographie geschrieben. Von *Erwin Riess.*

Es gibt einige Persönlichkeiten in der Geschichte der Zweiten Republik, die man als Antipoden dieses Staates bezeichnen kann. Einige Schriftsteller gehören dazu, wenige Musiker, noch weniger darstellende Künstler – und eine Handvoll Medizinerinnen und Mediziner. Ihre Namen sind bekannt. Die Namen der gar nicht so wenigen Arbeiter, Angestellten, Bauern, Putzfrauen und Pädagoginnen erfährt man nur durch Zufall. Werner Vogt ist einer dieser bekannten »Himmelsstürmer«. Von 1970 an prägte er wie kaum ein anderer ein Bild des Arztberufes jenseits von Standesdünkel, Geldgier und Herrenmenschentum. Der Begriff »Himmelsstürmer« geht auf Marx zurück, der die kämpfenden Pariser Kommunarden des Jahres 1870 mit diesem Namen auszeichnete. Einige Tausend Arbeiterinnen und Arbeiter, Arbeitslose, Lumpenproletarier, Kriegs- und Industrieversehrte, die ohne Chance gegen die französische und deutsche Militärmaschinerie ankämpften und eine neuartige Form der politischen Vertretung entwickelten, die die Rätebewegung mit strikter Basisdemokratie und imperativen, an die Vorgaben der Basis geknüpften Mandaten, entwickelten. Nicht zuletzt deswegen wird diese Form der Basisdemokratie heute noch mit medialem Feuer und Schwefel bekämpft.

Werner Vogt ist ein Räte-Doktor, ein Räte-Demokrat wie er in keinem Buche steht. Doch! In einem, in seiner jüngst erschienenen fulminanten Autobiographie, die den Nestroy´schen Titel »Mein Arztroman« trägt und schon in der Namensgebung des Buches auf einen Zusammenhang verweist, der in Österreich noch seltener ist als ein aufrechter politischer Gang, der Zusammenhang von Witz, Wissen, humaner Tat und künstlerischer Verdichtung. Im besten Sinn ist Werner Vogt ein humorloser Mensch, der über so viel Witz verfügt, daß er alle Theater- und Kleinkunstbühnen dieses Landes an die Proszeniumswände spielen könnte. Das Verhältnis von Witz und Humor ist ja, wie jenes von Kunst und Kultur, ein Bürgerkriegsverhältnis. Die Kultur ist der Todfeind der Kunst und der Humor ist der Antipode des Witzes. Im englischen Wort »wit« steckt das Wort Erkenntnis. In »humour« dagegen die »verspielte, gelassene Heiterkeit«. Das Hinweglächeln der Gaskammern. Das stille Einverständnis mit dem Bestehenden, die Aporie.

Dies ist mit ein Grund, warum Autorinnen und Autoren wie Elfriede Jelinek, Marlene Streeruwitz, Johann Nepomuk Nestroy sowie Robert Musil, Karl Kraus und der großartige Michael Scharang in Österreich nie populär und schon gar nicht heimisch werden. Ihr Witz schlägt die Wirklichkeit entzwei, während der kabarettistische Humor der Wirklichkeit, auch der schlimmsten, Kränze flicht und zur rechten Hand sitzet der Welt. Die im Besitz der Herrschenden ist. Glücklich ist, wer vergißt. was nicht mehr zu ändern ist. Was nicht mehr geändert werden soll, würden die Herrschaften Faymann und Hundstorfer hinzufügen. Aus den skizzierten Gründen ist Werner Vogt kein Publizist oder Hommes de Lettres, er verfügt über Wissen, er macht sich niemals über Schwache lustig, er weiß um die zivilisationsrettende Dimension von Tabus und er kann diese Haltung mit glühender Leidenschaft und tollkühnem Witz auch in Worte fassen. Nicht zuletzt aus diesen Gründen ist er ein großer Schriftsteller.

Nach 1955 schlüpften fast alle von der NS-Zeit »belasteten« Ärzte bei der SPÖ unter, die die größten Mörder und Verbrecher, wie den Euthanasiearzt Gross, den Werner Vogt später bis zur angedrohten eigenen Existenzvernichtung bekämpfen sollte, mit Handkuß aufnahmen.

1955 versuchte eine kleine Gruppe antifaschistischer Ärzte um den Hautarzt und späteren Gesundheitsminister Kurt Steyrer, die Ärzte-Nazi aus dem Bund Sozialistischer Akademiker (BSA) hinauszudrängen. Sie scheiterten auf allen Linien, Steyrer wurde ausgeschlossen, Dutzende antifaschistische Ärzte zogen sich zurück. Die Nazi-Ärzte, unter ihnen der Kindermassenmörder Gross, siegten auf allen Linien und stellten bis Ende der siebziger Jahr die wichtigsten Ärztefunktionäre des BSA.

Werner Vogt beschreibt diese Entwicklungen, und er erzählt sie auf *seinem* Gebiet, dem Gesundheitssystem. Er kämpfte, oft genug um den Preis der eigenen und der Existenz seiner Familie gegen das unverschämte Fortwirken der Naziseilschaften, er tat dies, anders als die Herren mit der Vorliebe für gefüllte Kuverts, mit offenem Visier und auf eine beeindruckende Art unösterreichisch.

Primarius Gross, ein furchtbarer Mediziner, der hundertfach Kinder an der Klinik »Spiegelgrund« am Steinhof umbringen ließ, ein bodenloser Mensch, eine unübertreffliche Schande nicht nur für seinen Beruf, sondern für die Gattung, wurde nicht zufällig Werner Vogts Hauptgegner. Wenn es so etwas gab wie das Böse in Menschengestalt, Primarius Gross wäre in der Rangliste weit vorne, nicht weit hinter Mengele und Konsorten.

Nach dem Krieg waren nahezu alle in Österreich arbeitenden Ärzte ehemalige NSDAP oder SS-Mitglieder. Die jüdischen Kollegen hatte man vertrieben oder ins Gas geschickt. Nirgendwo ist die Reproduktionsrate eines Berufsstandes so hoch wie bei Ärzten, achtzig Prozent der Medizinstudenten haben Medizinnerinnen oder Mediziner als Eltern. Wenn die übergroße Mehrheit dieser Leute dem Nationalsozialismus anhing, hieß das, daß auch ihre Kinder in den weißen Kitteln, aus dem sogenannten dritten, dem deutschnationalen und faschistischen Lager, stammten – und nur die wenigsten sich davon emanzipierten. Das Gegenteil war die Regel: man übernahm die privilegierte, rassistische und herrenmenschliche Attitüde der werten Eltern.

Ein Bravourstück des Buches ist die Abschiedsrede an Primarius Böhler (Vogt nennt ihn aus rechtlichen Gründen Braun, der Text erschien im »Falter«):

»Da ich eigene und geliehene Erfahrungen im Umhang mit autoritären Spitalchefs, meist ehemaligen NS-Größen (der ältere Böhler! Anm.), Jagdfliegern (der jüngere Böhler! Anm.) und SS-Sturmführern in der Rede verarbeitet habe, sahen sich viele »durchschaut«, auch wenn ich sie gar nicht kannte. Der, den ich damit wirklich verabschieden wollte, Böhler, wollte mich klagen, zog aber zurück, als man ihm klar machte, daß seine Identität mit der »literarischen Figur« nur durch das Eingeständnis der aufgezählten Untaten nachzuweisen wäre.«

Böhler habe mit Vogt in einer perfekten Feindschaft gelebt, schreibt der Autor. »Daß er mich nicht völlig ruiniert hat, verdanke ich zwei Umständen; daß ich schreiben und denken konnte, was ich wollte, und daß ich das öffentlich tat. Sie, Herr Braun, dachten anders als Sie redeten, und alles, was Sie gegen mich unternahmen, mußte heimlich, auf dem Weg einer Intrige geschehen, die Sie geleugnet haben.«

Der zweite Umstand, der Vogt das Überleben ermöglichte, waren die »endlosen Nachtgespräche mit meinen Freunden und die mehrmals demonstrierte Entschlossenheit, gegen Braun und seine Handlanger in Kämmerchen und Kammern anzutreten, öffentlich anzutreten.«

Vielen Kollegen erging es nicht so gut.

»Sie, Herr Braun, haben jedes Jahr mindestens einen Arzt ruiniert. Einige waren Ihren Aggressionen nicht gewachsen und wurden schwer krank, wurden spitalsreif unterdrückt.« Andere gaben den Beruf auf und verließen die Chirurgie, wieder andere wurden zu Verbandwechslern degradiert. …Die Liste Ihrer Opfer würde ein trauriges Heldendenkmal ergeben. Dabei spreche ich heute nur von Ärzten, verschweige die nicht minder stattliche Anzahl von Schwestern, Pflegern, Röntgenassistenten, Schreibkräften, die vor Ihnen, dem gefürchteten Chef, geflüchtet sind. … die Tatsache also, daß Sie viele, mache davon lebensentscheidend, ruiniert haben, gibt mir das Recht und macht es mir zu Pflicht, gegen die Verlogenheit der bisher gehörten Abschiedsreden anzutreten.«

Was scharf beginnt, geht materialistisch weiter.

»Meine Damen und Herren, nach dieser Einleitung verstehen Sie meine Parteilichkeit. Ich bin froh, daß Braun geht, weil seine in unserem Krankenhaus exekutierten Ordnungsprinzipien die Merkmale eines Rassismus tragen.«

So klar wurde seit Emile Zola Herrschaft nicht herausgefordert.

Gleichzeitig konnte Werner Vogt für »seine Leute«, die Armen, die Alten, die migrantischen Leute, die Hackler, die behinderten Menschen, außergewöhnlich mitfühlend und immer ansprechbar sein. Wer in den weiten Gängen des Böhler Unfallsspitals Werner Vogt in seinem weißen Mantel näher schweben sah, war von Glück erfüllt. Der Satz: Werk und Mensch sind eins, sind eine untrennbare Einheit, gilt selten so radikal wie bei ihm. Wer sich einem empörenden und beglückenden Abenteuer aussetzen will, der lese dieses Buch.

Werner Vogt. Mein Arztroman. Edition Steinbauer, Wien 2013. 314 Seiten, Hardcover, Großformat, 24 Euro

---

Von Erwin Riess erschien zuletzt der Roman »Herr Groll und die ungarische Tragödie«, die Neubearbeitung des ersten Groll-Romans, der 1999 in Berlin bei Elefanten Press herauskam und seit langem vergriffen ist. Nunmehr hat der Otto Müller Verlag in Salzburg alle Groll-Romane in seinem Programm. Die Bücher sind auch als e-books erhältlich.

Control-TV



Kontroll-Formate entfalten einen Katalog der Coolness. Von *Didi Neidhart*.

Zu den erfolgreichsten Scripted-Reality-TV-Formaten gehören jene, in denen unter dem allgemeinen Motto »Achtung Kontrolle« diverse Kontroll-Jobs als echt coole Berufe dargestellt werden. Spießig ist dabei auf den ersten Blick nichts. Stattdessen entfaltet sich ein kontrollgesellschaftlicher Katalog des Coolen, der sich gerade deshalb seiner Coolness so bewusst ist, weil er um seine exponierte Stellung innerhalb des Systems Kontrollgesellschaft weiß und sich damit dann auch - wie die Celebrities - ganztags identifiziert. Das klassisches »Kottan«-Motto »Ich bin nicht die Polizei, ich arbeite nur dort« gilt hier überhaupt nicht mehr. Egal ob Ordnungsamt, Sozialamt, Autobahnpolizei, Türsteher oder private Sicherheitsdienste - diese real-life-Celebrities sind die neuen (TV-)Stars postdemokratischer Überwachungsgesellschaften. Erstens zeigen sie, welch tolle Jobs die Privatisierungen im Sicherheitssektor gebracht haben (von wegen Arbeitslosigkeit), zweitens wird hier Recht und Ordnung mit dem Duktus abgebrochener Sozialarbeiter-Workshop exekutiert (selbst Türsteher sehen sich ja eigentlich als Mediatoren), drittens ist man meist an der gesunden, weil frischen Luft und viertens ist man bei all diesen Tätigkeiten stets intensiv mitten im Leben, über das man sich dann auch so seine Gedanken macht. Die machen wir uns auch.

Neben Disziplinar-Formaten wie »Die strengsten Eltern der Welt« (Kabel 1), diversen mobilen Coaching-Kommandos für Wohnraumgestaltungen, Abnehmen im Boot-Camp und Speed-Heilungen bei »Messies«, die gezielt Abweichungen von einem per se vorausgesetzten normativen Mainstream-Konsens vorführen, gibt es jedoch auch noch Kontroll-Formate, die im Grunde fast alle gesellschaftlichen Schichten im Fadenkreuz haben. Was ja auch logisch ist: Auch die NSA diszipliniert nicht einzelne, sondern kontrolliert gleich alle.

Aber egal, ob es sich hierbei nun um »Mein Revier - Ordnungshüter räumen auf«, »Achtung Kontrolle! Einsatz für die Ordnungshüter« (beide Kabel 1) oder um »Ärger im Revier - Auf Streife mit der Polizei« (RTL2) handelt - trotz aller Versuche hier eine Art Lässigkeit durchschimmern zu lassen, zeigen allein schon die Selbstbeschreibungen der Sender, aus welchen Jahrzehnten hier der »Geist« herüberweht: »Große Gauner und kleine Ganoven können sich warm anziehen, wenn die Ordnungshüter Dienst haben.«

In diesem Retro-Law & Order-Sprachschatz geht es dann auch munter weiter: »Mit Humor und einer guten Portion Menschenkenntnis legen sie allen kleinen und großen Bösewichtern das Handwerk. Doch nicht immer müssen die Beamten Jagd auf Schurken machen - auch als Freund und Helfer bewähren sie sich täglich aufs Neue.«
Klar, »Humor« ist schon wichtig, weshalb es mit »24 Stunden Toto & Harry – Die Zwei vom Polizeirevier« (Sat.1) auch die Buddy-Variante gibt und sich Kabel 1 bei »Achtung Kontrolle« den »kundigen Kriminalhauptkommissar« und die »durchgreifende Kriminalhauptkommissarin« gleich nach dem Schimanski-Vorbild zusammenbasteln (kumpelhaft, bodenständig, kurz, Leute, mit denen privat schon auch mal ein Bier getrunken werden kann). Ebenfalls zum »Achtung Kontrolle«-Aufgabenbreich zählen Steuervergehen. Hier treffen wir etwa auf eine »charmante Vollziehungsbeamtin aus Berlin«, die »gut und gerne mit Zahlen jongliert«, mit ihren 27 Jahren laut Sender schon seit »fast 10 Jahren« Vollzugebeamtin ist und es hauptsächlich mit eher kleinen Fischen (etwa »Die dreiste Friseurin«) zu tun hat, weil »die Arbeit mit Menschen« ja »jeden Tag etwas Neues« bringt. Im Grunde sehen wir hier, wie Bankenrettung konkret aussieht (»dreiste Friseurin« böse, Bad Bank gut).

All diese Formate behaupten jetzt zwar nicht, dass die Welt da draußen brandgefährlich ist (»Nepper, Schlepper, Bauernfänger« gab es ja immer schon), sondern zeigen dafür umso anschaulicher, dass es keine (öffentlichen) Bereiche mehr gibt, die nicht überwacht und kontrolliert werden. Während die Finanzmärkte dereguliert werden, positionieren sich speziell Großraum-Discos gleichsam am total entgegengesetzten Pol, treffen hier doch »Zero Tolerance«-Hausordnungen auf muntere »Flat Rate«- und Komasauf-Parties. Frei nach dem Motto zuerst besoffen machen, dann rausschmeißen, damit die nächsten auch besoffen und rausgeschmissen werden können, werden hier private Konflikte gleich so inszeniert, dass die jeweilige Security einschreiten muss.
So kann ein Glas umzuschütten mittlerweile schon das Ende einer Disco-Nacht bedeuten. Weniger, weil die Security überall ihre Augen und Ohren hat (das sowieso), sondern weil sie scheinbar wegen jedem Scheiß gerufen wird, von dem geglaubt wird, er würde die eigene individuelle Integrität verletzen oder in Frage stellen.

Selbst wer einfach mal so besoffen auf seinem Sessel einschläft, ruft die Disco-Security auf den Plan und wird abgeführt und mit temporärem Hausverbot bedacht.

Jetzt ist Sicherheit als Geschäft für die Privatwirtschaft keine neue Erfindung, jedoch stellen sich neue Fragen. Wenn der Sicherheitssektor als Markt betrachtet wird, der auf Angebot und Nachfrage reagiert, dann werden nicht nur die Karten der Player, sondern auch die Spielregeln neu gemischt.
Wer profitiert, wer erhält die beste Rendite und für wen ist das konzipiert? Die Verbrecher (damit sie weniger werden), oder für die Sicherheitskräfte (damit sie mehr werden und somit dieser Markt auch expandieren kann)? Und für immer mehr Kontrolle braucht es halt auch immer mehr Regelungen.

Angesichts der sozialen und ökonomischen Dauerkrisen der letzten Jahre gehorchen all diese Formate dann auch dem Ordungsempfinden der neuen Spießigkeit des vom Abstieg gefährdeten Mittelstands, das sich als hip verkauft, auch so versteht, teilweise auch so kleidet und sich dem Motto der LBS-Werbung »Entdecken auch Sie den Spießer in sich!« mit Haut und Haar unterworfen hat.

Auch wenn Zwangslagen als Gründe angeführt werden, sind es nie die Umstände und Verhältnisse, die Menschen mit dem Gesetz in Konflikt bringen, sondern es sind immer die Menschen, die sich selber in nicht gesetzeskonforme Umstände und Verhältnisse bringen.

Dass es hierbei nie um Renditen-«Messies« oder »dreiste Banker« geht ist auch klar. Und wie das System funktioniert wissen wir sowieso spätestens seit der South Park-Folge »Eek, A Penis«, wo Cartman den Kapitalismus so erklärt: Bescheissen wo es nur geht, aber sich dabei nicht erwischen lassen. Situationselastisch eben.

Didi Neidhart, ehemaliger Chefredakteur von »skug - Journal für Musik«, schreibt u.a. für »testcard« und hat 2012 zusammen mit Hans Platzgumer das Buch »Musik ist Müll« (Limbus Verlag) veröffentlicht.

GENERAL BASS A.D. 1.0

Ein dekaloger Satz zu Kern/Quehenberger

Wie die – unaufgeregt ohne demonstrative Aufmerksamkeitsfalle »the« auskommende – Selbstbezeichnung »Kern/Quehenberger« nahe legt, ist diese Formation **1.** eine Personenunion im Umfang eines Duos und besteht **2.** aus Didi Kern und Philipp Quehenberger, weshalb es unter Zuhilfenahme der Präzisierung, dass es sich um Musiker handelt in erster Annäherung in Folge wiederum nicht fern liegt, **3.** auf die sonstigen Aktivitäten der Beiden zu verweisen (Fuckhead, Wipeout, Bulbul, broken.heart.collector, Austrofred, Hotel Morphila im Falle Didi Kerns und die Veröffentlichungen Philipp Quehenbergers unter dem nämlichen Namen), sie nach einer Blitzabfrage im informierten Bekanntenkreis (mit Erfahrung aus erster Hand) zum Charakter ihrer Musik **4.** in einen erweiterten Kontext popkulturellen Wissens zu verfrachten (die klangliche Annäherung an Sun Ra, die sich auch in der Beteiligung an Konzertveranstaltungen zu dessen Ehren ausdrückt) und sich nach eigener Bekanntmachung mit zugänglichem Tonmaterial zum Zwecke der Vermittlung des Gehörten **5.** blumiger Metaphern und leicht schlüpfriger Allegorien (»Intros wie das gamsige Liebesgeflüster unbeaufsichtigter Brummschleifen« oder »Solche Stücke entstehen, wenn Donnerdrummel und Flugzeugträgerfrequenz einen abheben gehen«) und onomatopoetischer Wortbildungen (etwa »brzzzzln«) – eventuell auch literarischer Verweise (»rent a tent - rent a tent«) – zu bedienen, was der Rezension zusätzlich literarischen Surplus abmelkt; diese Selbstbegattung des Textes aber durch Verweis auf **6.** die Teilnahme der – ansonsten der Subkultur zugehörigen – Beiden an künstlerisch höher bewerteten Zusammenhängen zu relativieren (Kern-Quehenbergers Zusammenarbeit mit Franz West bei dessen Ausstellungseröffnung, Quehenbergers Kollaboration mit der Flötistin und Gambistin Eva Reiter bei »Wien Modern« 2009, oder seine Verkörperung von »The Keyboard Player« auf einem fotografischen Portrait von Clegg & Guttmann, oder aber **7.** – nachdem es sich nicht um ein Vokalduo handelt – die Auffassung von elektronisch generierten oder an ihnen orientierten Klängen als »Maschinenmusik« ernst nehmen und die Argumentation ad hominem vorerst in Richtung der beteiligten Produktionsmittel zu verlassen, welche neben dem – allerdings mitunter durch drum-sequenzer verstärkten – analogen Schlagzeug (Bassdrum, Snare, Hi-Hat, Rack- sowie Floortom, Ride und Crash Becken) aus – zumindest analog inspirierten – Synthesizern bestehen (meist drei Oszillatoren mit den traditionellen Sinus-, Dreieck-, Sägezahn-, und Rechteckwellformen; Rauschgenerator und Ringmodulator; sowie Hüllkurvengenerator und diverse Filter, die jene damit assoziierten charakteristischen Schwingungen zulassen und durch pitch-bend Manöver, sowie die überraschenden Steuerungsergebnisse des LFO moduliert werden), was zwar aufschlussreich für damit erfahrene (also eher technikaffine) Personen ist, ansonsten aber doch »geeky« und »nerdy« wirkt, weshalb – um nicht **8.** Genrebezeichnungen (Freejazz, Noise, Techno) zu bemühen, die dem Duo ohnehin eher suspekt sind (da sie »sich über mögliche Kategorisierungen ihres künstlerischen Tuns, nicht wirklich den Kopf zerbrechen«) – **9.** der Schritt zur Konkretisierung angeraten scheint, darauf einzugehen, was sie mit ihren Gerätschaften anstellen, wobei dies sinnvollerweise wiederum in akustisch-rhythmische Terminologie zu überführen wäre (siehe 7. mit dem ergänzenden Hinweis auf die Rhythmik in ungeraden und gebrochenen Taktarten, die alternierend sturem Elektrostampfen weichen), was vor der endgültigen Kapitulation des Beschreibungsversuches als Sukkus nur **10.** die Aufforderung zulässt: Die Gelegenheit zur Klangerfahrung mit den Stücken der Herren Quehenberger/Kern unter Nichtbeachtung des ansonsten angestrebten Rauschabstandes zu ergreifen und sich bei Gefallen am Abend des 18. April im Saal der Stadtwerkstatt einzufinden oder sich gleich unvorbereitet dort die Zeit klanglich organisieren sowie auch ansonsten das Noise Gate weit offen zu lassen.



Mark Bifáse

Veröffentlicht ist von Kern/Quehenberger einstweilen eine Musikkassette als Splitveröffentlichung mit Regolith auf Interstellarrecords (*www.interstellarrecords.at*)

STADTWERKSTATT VERANSTALTUNGEN MRZ/APR/MAI

Sa. 01.03.14 :: 22:00
ARGE ToR!
Party mit DEF:K, Andi & Alex, The Devils Rejects, 68 Dreadlocks

Fr. 07.03.14 :: 22:00
E-Verteiler

Sa. 08.03.14 :: 22:00
Feminismus & Krawall

Fr. 14.03.14 :: 22:00
The Future Sound #39
pres. PREFUSE 73 LIVE

Sa. 15.03.14 :: 22:00
Junq.at Electro Qlash

Fr. 21.03.14 :: 22:00
Oddatee / Ruffpack

Sa. 22.03.14 :: 22:00
The Future Sound #40
feat. Jeremy Ellis

Fr. 28.03.14 :: 22:00
turn table tennis

Sa. 29.03.14 :: 22:00
Urban Affairs

Fr. 04.04.14 :: 20:00
Aber das Leben lebt + Lesung

Sa. 05.04.14 :: 22:00
Fjört

Fr. 11.04.14 :: 22:00
HGich.T

Sa. 12.04.14 :: 22:00
Yarah Bravo

So. 13.04.14 :: 22:00
Listener

Mi. 16.04.14 :: 22:00
Big John Bates

Do. 17.04.14 :: 22:00
Im Worteraum
Es lesen: Sarah Praschak, Stephan Roiss, Daniel Steiner, Tancred Hadwiger

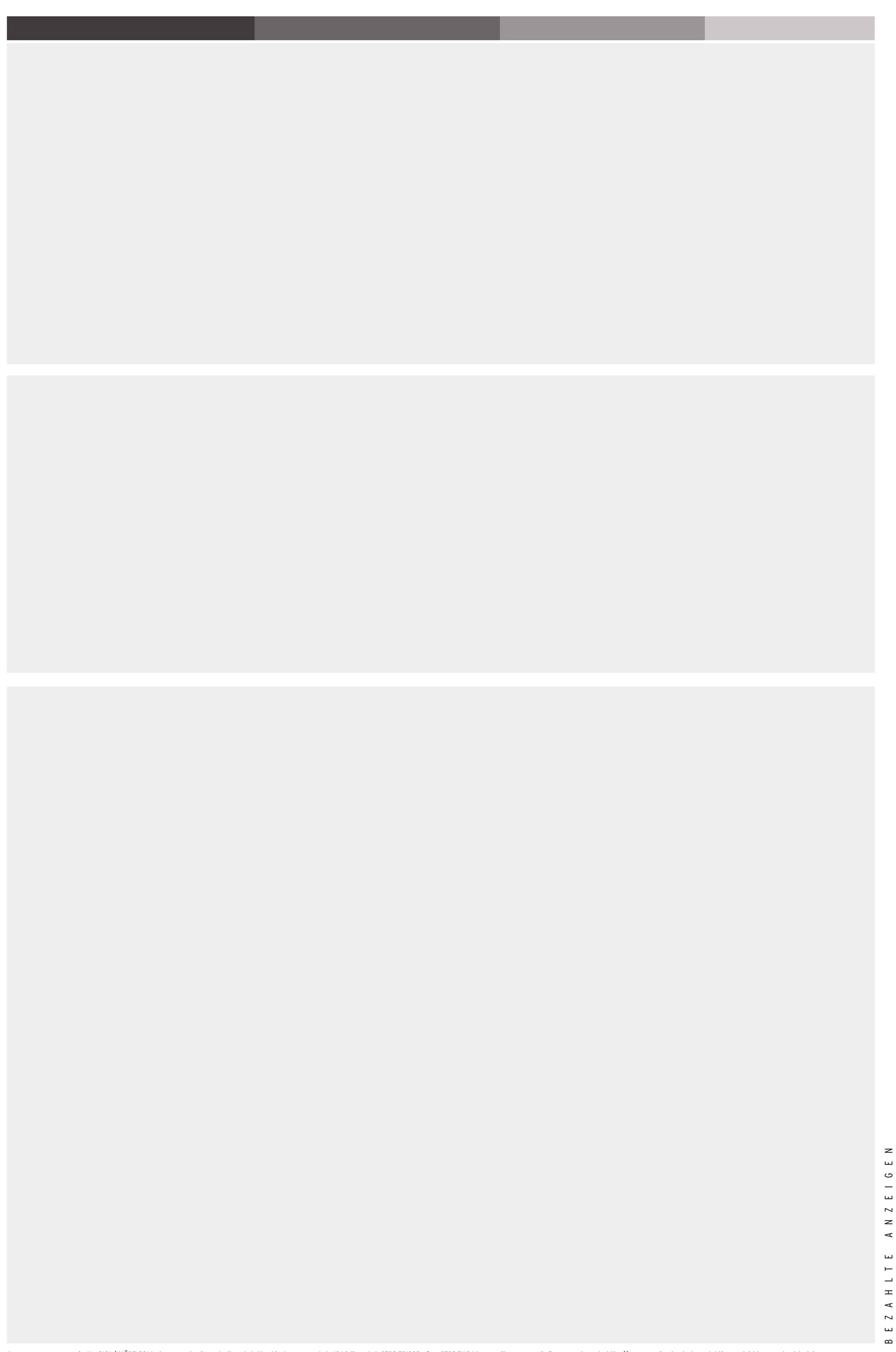
Fr. 18.04.14 :: 22:00
Philipp Quehenberger & DDKern

Sa. 19.04.14 :: 22:00
STWST & KAPU pres.
Valina + Carla Bozulich + Free Nelson Mandoomjazz + DJ Marcelle

So. 20.04.14 :: 22:00
turn table tennis

Do. 24.04.14 :: 22:00
Textor

Do. 01.05.14 :: 22:00
Dyse



BEZAHLTE ANZEIGEN

Impressum versorgerin Nr. 0101 / MÄRZ 2014 . herausgeberin: »stadtwerkstatt«, kirchengasse 4, A-4040 linz . tel: 0732-731209 . fax: 0732-711846 . e-mail: versorgerin@servus.at . web: http://versorgerin.stwst.at . redaktion: astrid benzer, kurt holzinger, franz xaver . cover-sujet: silke müller . layout: astrid benzer, astrid.benzer@liwest.at . anzeigen: kurt.holzinger@servus.at . auflage: 9.000 stück . druck: landesverlag wels . blattlinie: die versorgerin berichtet über die aktivitäten der stadtwerkstatt und bringt beiträge zur transformation von kultur und politik. **RETOUREN AN: STADTWERKSTATT, KIRCHENGASSE 4. 4040 LINZ**